



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 10 October 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Der Marsch auf Washington (siehe Reportage), Foto: Leonard Freed

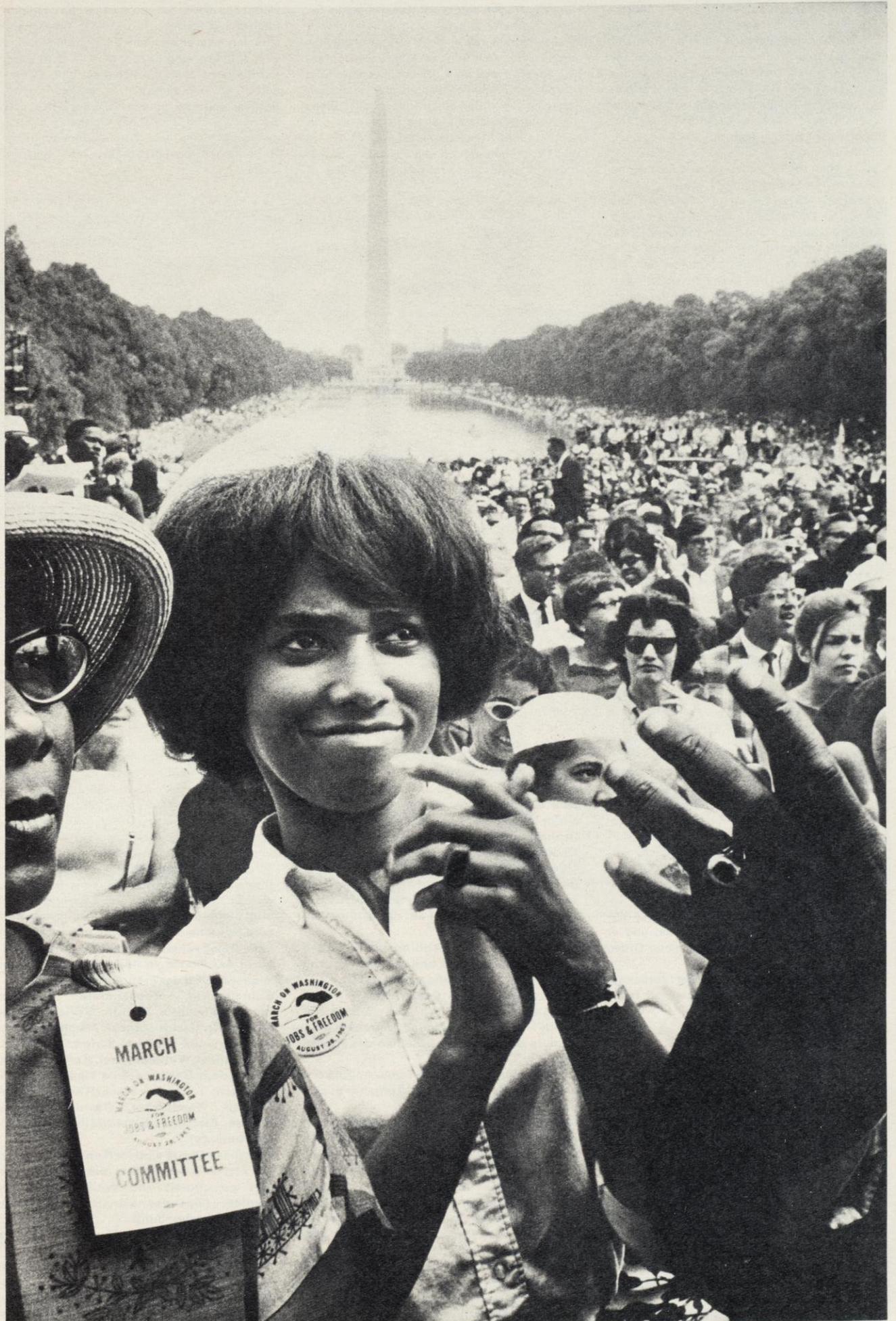
Auch ich singe Amerika

Ich bin der dunklere Bruder,
Sie schicken mich
in die Küche essen,
Wenn Gesellschaft kommt.
Aber ich lache,
Esse
Und werde stark.

Morgen
Werd ich am Tische sitzen,
Wenn Gesellschaft kommt.
Niemand wird wagen
Mir zu sagen:
Iß in der Küche.

Übrigens:
Sie werden sehen,
wie schön ich bin,
Und werden sich schämen.
Auch ich bin Amerika.

Langston Hughes



Geschmacklosigkeiten

Der Nachfolger Ben Gurions, Israels Ministerpräsident Levi Escol, gab vor wenigen Wochen dem Deutschen Fernsehen - Reporter war Peter von Zahn - ein Interview. Auf von Zahns Frage, ob der Staat Israel wünsche, mit der Bundesrepublik Deutschland diplomatische Beziehungen aufzunehmen - es gibt in Israel viele Gegner dieser Idee -, sagte Escol, daß eine Antwort oder eine Reaktion auf diese Frage aus Bonn kommen müsse. Von Bundespolitikern waren zwar schon positive Äußerungen in dieser Hinsicht gemacht worden, und zwar von Bundestagspräsident Gerstenmaier in Israel und New York und vom CSU-Vorsitzenden Strauß, aber das war alles noch unverbindlich.

Escols Hinweis, Initiative müsse aus Bonn kommen, wurde kurz darauf beantwortet. Geschmackloserweise kam die Antwort aus Kairo und Damaskus, aus den Zentren der Todfeinde Israels, und zwar von den CDU-Bundestagsabgeordneten Majonica und Martin. Sie sagten denen, die es hören wollten, die Mehrheit der CDU-CSU-Bundestagsfraktion sei gegen eine diplomatische Anerkennung Israels. Nicht nur, daß Beziehungen nicht aufgenommen werden sollen, nein, man erkenne den jüdischen Staat nicht an, hieß es.

Gemäß der von Professor Hallstein aufgestellten fragwürdigen Doktrin, daß die Bundesrepublik Deutschland alle Staaten nicht anerkennt, die mit der Sowjetzone diplomatische Beziehungen unterhalten, weil die Zone kein Staat ist und nicht das Recht hat, für das deutsche Volk einzutreten, hat demnach Israel kein Recht, für das jüdische Volk zu sprechen, weil es - denkt man die Aussagen von Martin und Majonica konsequent zu Ende - die Mehrheit der größten Partei im Bundestag ablehnt, Israel anzuerkennen. Ist den beiden Rednern eigentlich bewußt, daß der Staat Israel damit in seiner Beurteilung durch sie mit der von Ulbricht beherrschten sowjetisch besetzten Zone gleichgesetzt wird? Was mag in den Köpfen dieser Politiker vorgegangen sein? Ihre Aussagen müssen doch von den Bewohnern Israels zu Recht als Dolchstoß aufgefaßt werden. Zudem haben die beiden Volksvertreter ihren Parteivorsitzenden und Bundeskanzler Adenauer arg in die Klemme gebracht. Adenauer will nämlich - wie aus Bonn verlautet - nach seinem Rücktritt eine Reise nach Israel antreten.

Geschmacklosigkeiten sind bei der Geschwätzigkeit mancher Reisender in Politik, die entweder eine Konzession an den Gastgeber sind oder eine seltsame geistige Konzeption verraten, bei uns nicht selten. Während U Thant, der Generalsekretär der Vereinten Nationen, eine Einladung nach Portugal wegen der von diesem Land praktizierten Kolonialpolitik ablehnte, sagte Bundestagsvizepräsident Jaeger (CSU) den portugiesischen Kolonialisten für uns peinliche Artigkeiten bei einem Besuch in Angola, und er genierte sich nicht, von Salazar einen Orden anzunehmen.

Aber zurück zur Israelfrage. Der Forderung nach diplomatischen Beziehungen mit Israel

wird oft entgegnet, die arabischen Staaten würden bei einer Anerkennung Israels durch die Bundesrepublik ihrerseits die Zone anerkennen. Weiterhin würden die arabischen Staaten dann Entwicklungshilfe aus dem Ostblock annehmen. (Was sie ja schon tun.) Müssen wir etwa so die Nichtanerkennung der Zone bezahlen? In baren Münzen! Dann wäre es schlecht um uns bestellt, wenn wir uns nur durch Geld Achtung verschaffen könnten. Eine andere Frage scheint ebenfalls eine Rolle zu spielen. Zweifellos kaufen die arabischen Staaten mehr Waren bei uns als Israel. Lassen wir die Israelis etwa deshalb fallen, weil dort kein Geschäft zu machen ist?

Wir Deutschen hätten allen Grund, in der Judenfrage stilvoller und geschmackvoller zu

sein. Die Schuld an unseren ehemaligen jüdischen Mitbürgern ist durch Wiedergutmachung, durch Zahlung von DM, nicht getilgt. Wer meint, damit die deutsche Angelegenheit ins reine zu bringen, der kann oder will nicht begreifen, was Charakter ist.

Übrigens, die Israelis tolerieren unsere diplomatischen Beziehungen zur VAR. Warum soll man von Nasser nicht erwarten dürfen, daß er eine Anerkennung Israels akzeptiert. Was ist das für eine Politik, die sich derart unter Druck setzen läßt und sich nicht entschließen kann, das zu tun, was hundertmal ihre Pflicht ist? Sowohl zu den arabischen Staaten wie auch zu Israel sollen und können diplomatische Beziehungen bestehen. Man muß sie nur wollen.

Man sagt, Israels großer alter Mann, David Ben Gurion, sei zurückgetreten, weil seine deutschfreundliche Politik - er wollte die Aufnahme diplomatischer Beziehungen erreichen - in der Bundesrepublik keine Gegenliebe fand. Seine zur Versöhnung ausgestreckte Hand wurde in Bonn geflissentlich übersehen. Seine Politik war gescheitert. Levi Escol, sein Nachfolger, ein Mann, der Kompromisse schließen kann, hat diese Hand wieder ausgestreckt. Majonica und Martin haben darauf geschlagen.

Edmund Duda



Helft der Jugend aus Angola!

Der Kampf der Angolesen um Freiheit und Unabhängigkeit wird mit ungleichen Mitteln geführt. Verzweifelt wehrt sich die Bevölkerung gegen das brutale Kolonialsystem der Portugiesen, gegen Verhaftungen, Zwangsarbeit, Mord und Diskriminierung.

Über 200.000 Flüchtlinge haben ihre Heimat, die für sie zum Land des Schreckens geworden ist, verlassen. Sie fanden im Kongo Zuflucht und hoffen auf die baldige Befreiung ihres Landes.

Das Leben in den Flüchtlingslagern ist bestimmt von Hunger und Krankheit, von Armut und unfreiwilliger Passivität.

Die angolesischen Gewerkschafter sind nicht untätig geblieben. Sie stehen, wie überall in den inzwischen befreiten Ländern, in den vordersten Reihen des Kampfes.

Die Gewerkschaftsjugend von Angola hat sich an eine besondere Aufgabe herangemacht:

Geistiger Hunger und kulturelle Bedürfnisse unter den jugendlichen Flüchtlingen sollen gestillt werden. Eine Schule wurde gegründet - zunächst noch klein und mit unzulänglichen Mitteln. In die 1. Klasse gehen junge Männer und Mädchen, die noch nicht lesen und schreiben können, in der 2. Klasse werden diese Kenntnisse vorausgesetzt. Eine 3. Klasse ist geplant für diejenigen, die schon mehrere Jahre in der Schule waren.

So ist der Anfang gemacht, und es fehlt nicht an der nötigen Initiative. Woran es

fehlt, das haben die angolesischen Kollegen der deutschen Gewerkschaftsjugend geschrieben und sie um Hilfe gebeten. Sie wollen keine Millionen „Entwicklungshilfe“, sondern eine kleine, praktische Unterstützung ihrer Arbeit, die für den Befreiungskampf und den späteren Aufbau von Angola so wichtig ist.

Ihre Bitte richtet sich an jedes junge Gewerkschaftsmitglied, an Jugendgruppen und Jugendausschüsse. Wir wissen, dort wird es keine tauben Ohren geben. Hier ist eine Gelegenheit, internationale Solidarität in der Praxis zu üben. Und das ist der Wunschzettel der Freunde aus Angola:

Schreibhefte, Rechenhefte, Zeichenblocks, Bleistifte, Tafeln, Griffel, farbige und weiße Kreide, Lineale, Radiergummi, Schreibpapier (liniert, kariert, linienfrei), Abzugspost, Winkelmesser, Kurvenlineale. Außer dem Schulmaterial sind auch willkommen: Taschenmesser, Kämmen, Zahnbürsten, Handtücher, Bestecke, Seife, Kerzen, Freizeitmaterial (Bälle, Spiele, kl. Instrumente).

Alle diese Dinge sind im Kongo kaum oder gar nicht zu beschaffen. Sie sollen darum hier gesammelt und dorthin geschickt werden. (Spendenpäckchen bitte beim DGB-Kreis abgeben).

Für folgende Dinge benötigen unsere Freunde eine Geldunterstützung:

6 Schränke, 4 Schreibtische, Stühle, 1 gr. Tisch, 1 Weltkarte, 2 Afrikakarten, 1 Globus, Wörterbücher, Lexika, Anatomie-, Zoologie- und Botanikbücher, Klassen-

bücher und -journale, 2 Metermaße, 6 gr. Zirkel, 1 Winkelmessinstrument und div. Schulbücher.

Die Einrichtungsgegenstände können in Afrika angefertigt werden. Die Schulbücher müssen wir im Ausland beschaffen.

Geldspenden können beim DGB-Kreis abgegeben oder aber direkt überwiesen werden auf das Konto Nr. 200 des DGB-Bundesvorstandes bei der Bank für Gemeinschaft, Düsseldorf.

Stichwort: Angola-Spende der Gewerkschaftsjugend.

Wenn von dem Geld etwas Bestimmtes beschafft werden soll, dann genügt ein Vermerk, etwa: DGB-Jugendgruppe „Hans Böckler“ aus X-dorf, DM 50,- für Schulbücher.

Die Sammelaktion soll sich nicht über lange Zeit hinwegziehen, denn unsere Freunde warten auf schnelle Hilfe. Darum bittet die Abteilung Jugend beim DGB-Bundesvorstand, bis zum 1. Dezember 1963 Päckchen oder Geld abzugeben. Jeder kann etwas tun.

Helft der Jugend aus Angola.

**Deutscher Gewerkschaftsbund
Der Bundesvorstand Abteilung Jugend
Günter Stephan Edmund Duda**

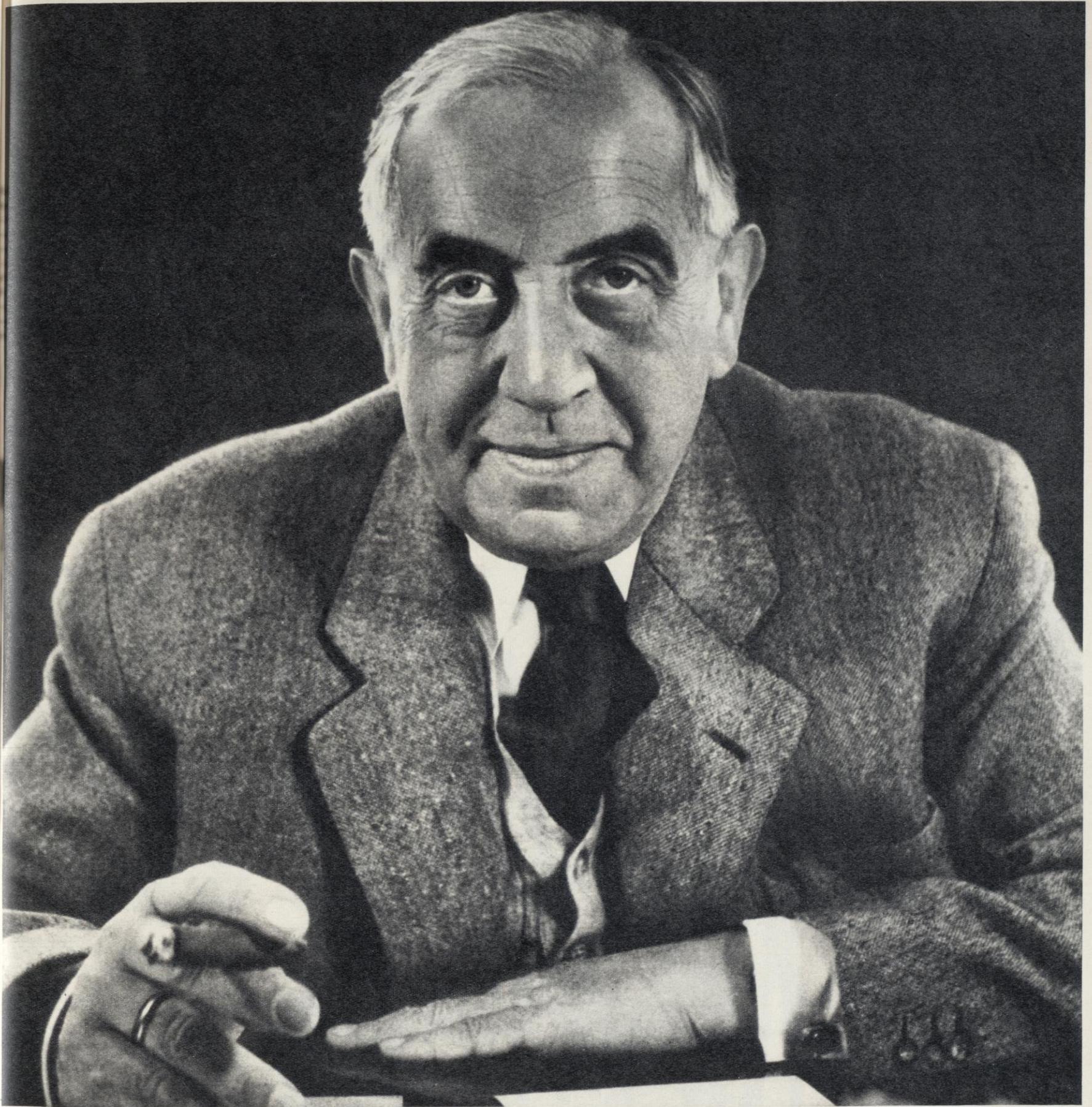
„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Dav
sein
e Au
erre
egen
usge
ntlic
t. Le
Kom
d wie
habe



gr.
iv.
in
ul-
af-
ab-
er-
in-
in-
k-
e-
er-
ns
ul-
er
re
ir-
m
n-
d

Berlin, das Herz Deutschlands und seine wirkliche Haupt-
stadt, hat alle Schwierigkeiten hinter sich überwunden
in bewundern, das seine Freiheit und Unabhängigkeit ein
Symbol des Kampfes nach Freiheit und Einheit Deutsch-
lands ist und in Zukunft versprechen für die 18 Millionen
Deutsch in der besten und schönsten Lagezone.

Vor zehn Jahren, am 29. September 1953, starb Ernst Reuter. Um ihn trauerte nicht nur die Bevölkerung der Bundesrepublik, sondern auch viele Menschen außerhalb unserer Grenzen. Sein Name war und ist untrennbar verbunden mit dem Freiheitskampf Westberlins. Ernst Reuter war Sozialist. Seine leidenschaftliche Gesinnung führte ihn sogar in die Reihen der Kommunisten. Aber er lernte aus seinen Irrtümern und wurde Sozialdemokrat. Als solcher wurde er Berlins Regierender Bürgermeister. Im Kampf für die Freiheit der Stadt hat er seine letzten Kräfte verbraucht. Und so ging er nicht nur in die Geschichte Berlins ein, sondern wurde auch zum Vorbild für junge Menschen.

23. Sept. 1953

Ernst Reuter



Uwe Temme eröffnet das Treffen

Das Rathaus von Michelstadt



Fotos: Udo Hoffmann

Michelstadt, mit einer stark ausgeprägten Industrie, seinen schönen alten Häusern und seinen aufgeschlossenen Menschen zu Recht das Herz des Odenwalds genannt, bot die historisch reizvolle Kulisse zum 2. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft Nahrung, Genuß und Gaststätten. Sie fühlten sich gleich heimisch hier, die fast 1500 Jungen und Mädchen, die aus allen Teilen der Bundesrepublik und aus Westberlin für die Tage vom 13. bis zum 15. September angereist waren. Sie dankten den Michelstädter Bürgern für die herzliche Aufnahme, indem sie drei Tage lang die sonnenbeschienenen Plätze des Städtchens mit jungem, fröhlichem Leben erfüllten.

Überall traf man sie, meist in kleinen Gruppen, schwatzend, lachend oder in ernste Gespräche vertieft. Schnell wurden Freundschaften geschlossen, viele waren sich nach langer Zeit wiederbegegnet und hatten sich eine Menge zu erzählen.

Die Veranstalter hatten ein Mammutprogramm auf die Beine gestellt:

Kabarett, Laienspiel, Jazz, Aufführungen von Akkordeon- und Mandolinen- und Tanzorchestern, Volkstanz- und Singkreisen. (Wir zählten allein 16 Unterhaltungsgruppen.) Sportveranstaltungen fanden statt. Eine Gruppe Afrikaner, die zusammen mit österreichischen Kollegen Gäste des Treffens war, nahm an den Fußball-Ausscheidungskämpfen teil. Außerdem wurden zwei künstlerisch wertvolle und thematisch wichtige Filme gezeigt: „Rom – offene Stadt“ und „Jakobowski und der Oberst“.

Aber nicht von einem einzigen Riesenvergnügen soll hier berichtet werden, die viel wichtigere Seite des Treffens war, wie schon das Motto „Nicht überleben – leben“ verrät, der stark akzentuierte politische Teil.

Dazu leitete die Fotoausstellung des Kriegsberichterstatters Robert Capa über. Im Mittelpunkt von Capas erschütternden Bildern steht immer der Mensch – der Mensch in Elend und Not, der Mensch im Angesicht des Todes, in den wenigen glücklichen Momenten, die ein Krieg gewährt, der Mensch, nachdem er getötet hat.

Schon in den vielen Begrüßungsreden fielen Worte der Kritik an politischen bzw. sozialen Mißständen, die nach 1945 nicht mehr hätten möglich sein dürfen. Günter Stephan, Verantwortlicher für die Jugendarbeit im Geschäftsführenden Bundesvorstand des DGB, der die Grüße seiner Kollegen beim Bundesvorstand und aus der Abteilung Jugend überbrachte, bekannte sich zur politischen Bildungsarbeit, die junge Staatsbürger zum Denken und Handeln erziehe.

Elisabeth Ostermeier, Mitglied des Geschäftsführenden NGG-Vorstandes, betonte, daß der Wille zu einem menschenwürdigen und erfüllten Leben allen Menschen gemeinsam sei, daß sie alle aber kein Überleben wünschten, das nur ein Dahinsiechen sei, schlimmer als der Tod.

Wörtlich sagte sie weiter: „Wir wollen Brücken schlagen zu anderen Völkern, Verbindungen zu allen, die guten Willens sind. Bleiben wir offen für unbekannte und neue Dinge, aus Wissensdurst entsteht das Wissen. Aus Kenntnis und Erkenntnis aber wächst Toleranz. Das Verständnis, das uns den anderen in seiner Art begreifen und gelten läßt. Dies ist der Beitrag, den die Gewerkschaftsjugend leisten kann und daher leisten muß, für unser Ziel zu leben und nicht überleben zu müssen.“

Von starkem Beifall begrüßt trat zuletzt der Vorsitzende der Gewerkschaft NGG, Alfred Schattanik ans Rednerpult. Zu den elementarsten gewerkschaftlichen Aufgaben gehöre es – stellte Schattanik fest –, die Gesellschaftsordnung so zu gestalten, daß der arbeitende Mensch nicht nur politisch, sondern auch im Wirtschaftsleben gleichwertiger Bürger des Staates sei. Erst dann werde die Demokratie sicher verankert sein.

Kollege Schattanik rief der Jugend zu: „Ich bin stolz, weil unsere Jugend sich hier in so großer Zahl versammelt hat, weil sie freiwillig gekommen ist und nicht, wie es anderwärts praktiziert wird, zur Teilnahme an Kundgebungen kommandiert wird.“

Höhepunkt des Treffens war ein großartiges, etwa dreiviertelstündiges Referat des Schriftstellers Wolf-Dietrich Schnurre, das wir in einer kurzen Zusammenfassung wiedergeben.

Nach Schnurres Rede, der ein stürmischer, minutenlang Beifall folgte, erhoben junge Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter ihre Stimmen, um im gesprochenen und gesungenen Wort für den Frieden zu appellieren. Dann war ein gut organisiertes, harmonisch verlaufenes Treffen, das seinen pädagogischen und politischen Aufgaben auf ideale Weise gerecht wurde, zu Ende.

Die jungen Teilnehmer werden die Tage in Michelstadt in guter Erinnerung behalten, und das 2. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft NGG wird bestimmt noch lange Stadtgespräch sein in den gemütlichen Wohn- und Wirtschaftsstuben von Michelstadt.

Hans Plücker



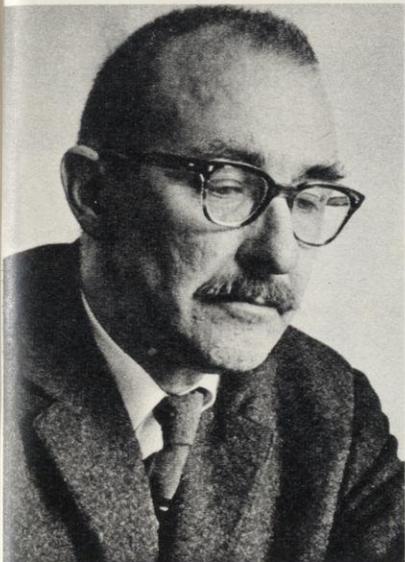
Sie ist jung – und das ist schön



Kurz vor dem Fußballspiel Westdeutschland gegen Afrika

Wolf-Dietrich Schnurre ...

... und seine Zuhörer



Es kommt uns auf den Frieden an

Das 2. Bundesjugendtreffen ging zu Ende. Die jungen Kolleginnen und Kollegen hatten sich noch einmal in der großen und hellen Odenwaldhalle versammelt, an deren Rückseite die Mahnung zu lesen war „Jung sein für den Fortschritt – Leben für den Frieden“.

Der Jugendsachbearbeiter leitete diese letzte Veranstaltung mit den Worten ein: „Die Abschlußkundgebung soll nach dem Willen des Gewerkschaftsjugendausschusses dem 2. NGG-Bundesjugendtreffen politische Akzente setzen. Dazu wollten wir als eine moderne Gewerkschaft etwas Besonderes bieten und den Versuch wagen, eine Analyse unserer Zeit zu geben. In diesem Sinne haben wir uns umgesehen und an Wolf-Dietrich Schnurre gewandt.“ Der bekannte Berliner Schriftsteller erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen voll auf. In geschliffenen Formulierungen analysierte er Vergangenheit und Gegenwart. Seinem Gewissen folgend scheute er sich nicht, hart zu urteilen, wo es ihm nötig schien.

Bitter begann er mit der Tatsache, daß 18 Jahre nach Beendigung des Hitlerkrieges Deutschland nicht nur wiederbewaffnet, sondern darüber hinaus durch zwei sich feindlich gegenüberstehende

Armeen aufgerüstet ist, durch Stachel- drahtverhaue und kriegsmäßig angelegte Minenfelder bis zum Verbluten auseinandergerissen. In dem einen Teil die Bevölkerung der Diktatur eines unverbesserlichen Altstalinisten ausgeliefert, im anderen, unter zwar besseren demokratischen Bedingungen lebend, gleichgültig und vergeßlich geworden.

Wolf-Dietrich Schnurre zerfetzte dann die deutsche Außenpolitik, die es versäumte, echte Beweise eines Willens zur Versöhnung mit Polen, Rußland und Israel zu geben.

Was in Deutschland fehlt, ist eine ehrliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Die Korruption des politischen Bewußtseins begann in den ersten Monaten des Jahres 1933. „Die Verbrecherphysiognomie des Nationalsozialismus war von Anfang an klar zu erkennen. Wer das heute leugnet, hat Grund.“

Oft von stürmischer Zustimmung unterbrochen, schilderte der Redner dann die Schatten dieser Vergangenheit, die bis in die heutige Politik reichen. Erschreckend milde Urteile gegen nazistische Massenmörder sind ein Beispiel dafür. Haben die „kleinen“ Nazis, die Mitläufer, 1945 sich wirklich zu überzeugten Demokraten gewandelt? Wolf-Dietrich Schnurre bezweifelte das und gab den Zuhörern den Rat, doch ihre nächste Umgebung zu prüfen und die Bekannten zu fragen, ob es nicht auch eine andere Möglichkeit gegeben hätte, als den offenkundigen Schandtaten der Nazis zuzustimmen oder sie zu über-

sehen. Noch heute hat eine Meinungsumfrage ein erschreckendes Maß von Antisemitismus im deutschen Volke zutage gebracht. Deshalb ruht die Vergangenheit nicht. Deshalb können wir sie auch nicht „bewältigen“. Wir müssen uns ihr stellen. „Bewußt soll sie uns werden; betroffen soll sie uns machen; aufnehmen müssen wir sie und ihr das Recht einräumen, Einfluß auf unser Leben zu nehmen und es ändern zu wollen.“

Als ersten Schritt dazu forderte der Redner die Beschäftigung mit und Kenntnisnahme von den kaum vorstellbaren nazistischen Untaten. „Wie alt waren die jüdischen Kinder, die 1944 an der Hand ihrer Mütter in die Gaskammern gingen? Nicht vielfach eben so alt, wie Sie damals waren? Bedenken Sie, wie jung diese Vergangenheit ist; sie ist gleichaltrig mit vielen von Ihnen. Wie dürfen Sie dann von ihr sagen, sie ginge einen nichts an? Sie ist der Raum, in dem wir, die Zukunft im Herzen, mit unserer Gegenwart leben.“

Ein anderer Aspekt, der uns nicht minder belastet, ist der Krieg. Der Redner billigte den deutschen Soldaten Opferbereitschaft und Mut zu, den Glauben, nicht für Hitler, sondern für Deutschland das Leben in die Schanze zu schlagen. Um so verheerender war der deutsche Militarismus; die Bereitschaft der deutschen militärischen Führung, Hitler widerspruchslos in seinen verbrecherischen Angriffskrieg zu folgen. Dieser Militarismus hat uns heute schon wieder in neuen Bürgerkrieg geführt, denn werden an der Berliner Mauer nicht Bürger

von Uniformierten erschossen? „Wann wird in Deutschland wohl einmal, statt an die sogenannte Pflicht: Hier für das christliche Abendland, dort für die sozialistischen Errungenschaften zu kämpfen, an nichts als an die Pflicht zur Friedfertigkeit appelliert?“

Anstelle die Politik der Rüstung weiter zu treiben, in der die Spaltung Deutschlands nur vertieft wird, verlangte Schnurre eine Politik vom Standpunkt der Einsichtigkeit und nicht vom Standpunkt angemaßten oder ausgeliehenen Machtanspruchs her. Wir können jetzt nur wenig für die Wiedervereinigung tun. „Und doch: Würde es wirklich getan, noch immer genug.“ Unser Ziel muß es sein, das Leben der Menschen drüben zu erleichtern. Etwa durch folgende Änderungen: Aufhebung der Briefzensur, Lockerung der Reisebeschränkung, Durchlässigmachen der Mauer.

Wir brauchen dazu Rückendeckung, deshalb Aufgeben der Hallsteindoktrin und diplomatische Beziehungen zu Polen. Wir sollten Chruschtschow mit seinen eigenen Argumenten klarmachen, wie Ulbrichts Schießbefehl die Idee des Sozialismus durchlöchert. Am Schluß seiner Rede bekannte sich Wolf-Dietrich Schnurre zur Wiedervereinigung durch Verhandlungen. „Oder will man keine Verhandlungen führen? Dann darf man folgerichtig auch nicht mehr von Wiedervereinigung reden. Denn wie will man vereinigen, ohne Verhandeln? Das hat Hitler bewiesen: mit Krieg. Diesmal aber sollte es uns doch wohl auf den Frieden ankommen.“



Marsch auf Washington

Sie fanden ein offenes Ohr beim Präsidenten der USA

Sie singen und rufen für Frieden während sie zu Lincolns Gedenkstätte marschieren.

Eine Reportage von Leonard Freed

Mit der Bahn, per Flugzeug, im Auto und Autobus, zu Fuß und mittels anderer Transportmittel wie Rollschuhen, die der 27jährige Ledger Smith aus Chicago für einen 698 Meilen langen Weg nach Washington benutzte, kamen ca. 250000 Amerikaner, schwarz und weiß, jung und alt, arm und reich, aus den östlichen, westlichen, südlichen und nördlichen Staaten von Amerika, aus Paris Josephine Baker und der Dichter James Baldwin, die Sängerin Mahalia Jackson und Schauspieler Marlon Brando als Vertreter von Hollywood und viele andere, Rabbi Uri Miller und Rabbi Joachim Prinz als Vertreter der amerikanischen Judenheit, die Leiter der Negerkirchen in Amerika, von denen Rev. Dr. Martin Luther King jr. wohl der auch im Ausland meistens erwähnte Negerleiter im Kampf der letzten Jahre ist. Der Direktor des Kongresses für Rassengleichheit, James Farmer, schrieb aus einem Gefängnis in den Südstaaten, daß er verhindert sei, an der großen Kundgebung in der großen amerikanischen Geschichte teilzunehmen, weil er nichts anderes getan habe, als alle die anderen an diesem Tage im Sinn haben, zu demonstrieren für Frieden in Amerika - jetzt! Arbeit und Frieden -

Milch und Honig - jetzt, nicht morgen, nächsten Monat oder nächstes Jahr.

Den Negern Amerikas sind seit hundert Jahren diese guten Dinge versprochen worden, und sie finden, daß des Wartens zu viel ist und sie die Geduld verlieren. Sie wollen gute Arbeitsplätze haben als geschulte Arbeiter, Techniker, Handwerker auf Baustellen, doch sie können keine guten Arbeitsstellen einnehmen, wenn sie keine gute Schulbildung haben, weil die Schulen für Schwarze unzureichende Ausbildungsstätten sind. In den nördlichen Staaten von Amerika sind die Schulen gemischt, die Zahl der Arbeitslosen unter den Negern ist hier jedoch am höchsten, weil die Neger aus den Südstaaten mit viel Hoffnung beladen in den Norden kommen, selbst aber unzureichend ausgebildet sind. Die Frauen finden z. B. in New York öfter schneller Arbeit als die Männer und sind oft der Ernährer einer großen Familie. Für ihre Kinder wünschen sie gute Schulbildung, um ihnen das Los ihrer Väter zu ersparen. Alle diese Probleme spiegeln sich in den Reden vor dem Lincoln-Monument in Washington wider, die über die Demonstranten tönten.





Besonders die jungen Leute ließen sich von tages- und nächtelangen Autobusfahrten nicht abhalten, dabeigewesen zu sein und zu demonstrieren, zu fordern: gleiche Rechte, jetzt!



Der größte Tag in ihrem Leben, für sie und viele Tausende amerikanische Neger, von dem sie den daheimgebliebenen Familienangehörigen ausgiebig erzählen wird.

Aus Gründen der Gerechtigkeit

Von Walter P. Reuther, Präsident der Industriegewerkschaftsabteilung der AFL-CIO

Die Tatsachen, die diese Gesetzgebung notwendig gemacht haben, sind nicht umstritten. Es kann von keinem Mitglied dieses Ausschusses geleugnet werden, daß Neger häufig das Wahlrecht vorenthalten wird, daß die Schulintegration in einigen Staaten nur zu oft nichts als eine Farce ist, daß Neger mancherorts nicht das Recht haben, ein Glas Wasser zu trinken oder in einem Motel zu übernachten, und daß die Bürgergesetze heute das dringendste Problem sind, das vor dem amerikanischen Volke steht.

Wir unterstützen Präsident Kennedys Gesetzesentwurf als energischen ersten gesetzgebenden Schritt auf dem Wege zu einer Bundescharta der Bürgerrechte, die allen Amerikanern gesetzliche und tatsächliche Gleichberechtigung sichern würde. Die mutige Aktion des Präsidenten verdient, von allen Amerikanern unbeschadet ihrer Rasse, Hautfarbe oder Parteizugehörigkeit loyal unterstützt zu werden.

In allen Teilen Amerikas besteht der gute Wille, das Richtige zu tun. Tief im Herzen der meisten Amerikaner besteht der Wunsch, das Richtige zu tun - aber dies

wird in Chicago oder Birmingham nicht möglich sein, solange es nicht entschiedene, von der Macht der Bundesregierung gestützte Gesetze gibt.

Unternehmer, die ihre Arbeiter rücksichtslos ausbeuten, waren vor einer Generation, und sind es noch heute, eine ständige Quelle der Verlegenheit für aufgeklärte Unternehmer. Strenge Arbeitsgesetze werden von den Unternehmern begrüßt, die das Richtige tun wollen, und strenge Bürgerrechtsgesetze werden von den Geschäftsleuten, Gewerkschaften, Schulbehörden, einzelstaatlichen Beamten, Wählerlistenführern und anderen begrüßt, die hinsichtlich der Sicherung gleicher Rechte für alle amerikanischen Staatsbürger das Richtige tun wollen.

Vorurteile sind kein amerikanisches Erzeugnis. Bei meinen Reisen um die Welt habe ich entdeckt, daß es Rassenvorurteile in allen Ländern gibt - Indien, Japan, den westeuropäischen Ländern -; ja, sogar in Afrika gibt es Rassenvorurteile. Aber, wie unser Außenminister Dean Rusk erst letzte

Woche sagte, von uns wird mehr erwartet, weil wir mehr für uns in Anspruch nehmen. Die Unabhängigkeitserklärung besagt, daß alle Menschen als gleiche geschaffen wurden und daß alle Menschen ein Recht auf gleiche Chancen haben. Was wir heute den Kongreß zu tun bitten, ist, sicherzustellen, daß diese Versprechungen in einer Weise garantiert werden, die den höchsten amerikanischen Idealen entspricht.

Die Frage der Bürgerrechte und gleicher Möglichkeiten ist keine parteipolitische Frage, weil sie im Grunde genommen eine moralische Frage ist, die die Beziehungen zwischen den Menschen in einer freien Gesellschaft betrifft.

Als Amerikaner trete ich für gleiche Möglichkeiten und volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung für unser ganzes Volk aus Gründen der Ethik, des Anstands und einfacher Gerechtigkeit ein. Ich bin für Bürgerrechte und gleiche Chancen für alle, weil die Freiheit ein unteilbares Gut ist, und solange einem einzigen Menschen seine Freiheit vorenthalten wird, ist meine Freiheit gefährdet.

Wir können unsere eigene Freiheit nur dann sichern, wenn wir die Freiheit universal machen, so daß alle ihre Segnungen genießen können. Wir können in der Welt die Demokratie nicht mit Erfolg propagieren, wenn wir nicht zuerst Demokratie im eigenen Haus praktizieren. Der amerikanischen Demokratie wird die moralische Überzeugungskraft fehlen, und sie wird sowohl unfähig als auch unwürdig sein, die Kräfte der Freiheit gegen die Kräfte der Tyrannei zu führen, wenn wir nicht kühne, positive, angemessene Maßnahmen ergreifen, um die moralische Kluft zwischen den noblen Versprechungen der amerikanischen Demokratie und ihren häßlichen Praktiken auf dem Gebiet der Bürgerrechte zu überbrücken.

Es gibt keine Teillösung für das Problem der menschlichen Freiheit. In der gegenwärtigen Krise werden keine halben, lauen Maßnahmen benötigt, sondern kühne, den Erfordernissen entsprechende Taten, um die Praxis der amerikanischen Demokratie mit ihren Versprechungen voller Bürgerrechte und gleicher Möglichkeiten für alle Amerikaner in Übereinstimmung zu bringen.

Als der Krieg zu Ende war

Von Heinrich Böll



Es wurde gerade hell, als wir an die deutsche Grenze kamen: links ein breiter Fluß, rechts ein Wald, an dessen Rändern man sogar erkannte, wie tief er war; es wurde still im Waggon; langsam fuhr der Zug über zurechtgeflickte Gleise, an zerschossenen Häusern vorbei, zersplitterten Telegrafmasten. Der Kleine, der neben mir hockte, nahm seine Brille ab und putzte sie sorgfältig.

„Mein Gott“, flüsterte er mir zu, „hast du die geringste Ahnung, wo wir sind?“

„Ja“, sagte ich, „der Fluß, den du eben gesehen hast, heißt bei uns der Rhein, der Wald, den du da rechts siehst, heißt Reichswald – und jetzt kommt Kleve.“

„Bist du von hier?“

„Nein.“ Er war mir lästig; die ganze Nacht hindurch hatte er mich mit seiner dünnen Primanerstimme verrückt gemacht, mir erzählt, wie er heimlich Brecht gelesen habe, Tucholsky, Walter Benjamin, auch Proust und Karl Kraus; daß er Soziologie studieren wolle, auch Theologie, und mithelfen würde, Deutschland eine neue Ordnung zu geben, und als wir dann im Morgendämmer in Nijmegen hielten und irgend jemand sagte, jetzt komme die deutsche Grenze, hatte er ängstlich rundgefragt, ob jemand Garn gegen zwei Zigarettenstummel tausche, und als niemand sich meldete, hatte ich mich erboten, meine Kragenembleme, die – glaube ich – Spiegel genannt wurden, abzureißen und in dunkelgrünes Garn zu verwandeln; ich zog den Rock aus und sah ihm zu, wie er sorgfältig mit einem Stück Blech die Dinger abtrennte, sie dann auseinanderzupfte und dann tatsächlich anfang, sich damit seine Fahnenjunkerlitzten um die Schulterklappen herum anzunähen. Ich fragte ihn, ob ich diese Näharbeit auf den Einfluß von Brecht, Tucholsky, Benjamin oder Karl Kraus zurückführen dürfe oder ob es vielleicht ein uneingestandener Einfluß von Jünger sei, der ihn veranlasse, mit des Däumerlings Waffe seinen Rang wiederherzustellen; er war rot geworden und hatte gesagt, mit Jünger wäre er fertig, habe er abgerechnet; nun, als wir in Kleve einfuhren, unterbrach er seine Näharbeit, hockte neben mir, mit des Däumerlings Waffe in der Hand.

„Zu Kleve fällt mir nichts ein“, sagte er, „gar nichts. Dir?“

„Ja“, sagte ich, „Lohengrin, die Margarinemarke, Schwan im Blauband“ und Anna von Cleve, eine der Frauen Heinrichs des Achten –“

„Tatsächlich“, sagte er, „Lohengrin – aber wir aßen zu Hause Sanella. Willst du die Stummel nicht haben?“

„Nein“, sagte ich, „nimm sie deinem Vater mit. Ich hoffe, er wird dich ohrfeigen, wenn du mit den Litzten auf der Schulter nach Hause kommst.“

„Das verstehst du nicht“, sagte er, „Preußen, Kleist, Frankfurt/Oder, Potsdam, Prinz von Homburg, Berlin.“

„Nun“, sagte ich, „Kleve war, glaube ich, ziemlich früh schon preußisch – und irgendwo drüben auf der anderen Rheinseite liegt eine kleine Stadt, die Wesel heißt.“

„Gott ja“, sagte er, „natürlich, Schill.“

„Über den Rhein sind die Preußen nie so recht übergekommen“, sagte ich, „sie hatten nur zwei Brückenköpfe: Bonn und Koblenz.“

„Preußen“, sagte er.

„Blomberg“, sagte ich. „Brauchst du noch Garn?“ Er wurde rot und schwieg.

Der Zug fuhr langsam, alle drängten sich an die offene Waggon-tür und blickten auf Kleve; englische Posten auf dem Bahnhof: lässig und zäh, gleichgültig und doch wachsam: Noch waren wir Gefangene; an der Straße ein Schild: nach Köln. Lohengrins Burg oben zwischen herbstlichen Bäumen. Oktober am Niederrhein, holländischer Himmel; die Kusinen in Xanten, die Tanten in Kevelaer; der breite Dialekt und das Schmugglergeflüster in den Kneipen; Martinszüge, Weckmänner, Breughelscher Karneval, und überall roch es, auch wenn es nicht danach roch, nach Printen.

„Versteh mich doch“, sagte der Kleine neben mir.

„Laß mich in Ruhe“, sagte ich; obwohl er noch gar kein Mann war, er würde wohl bald einer sein, und deshalb haßte ich ihn; er war beleidigt und hockte sich hin, um die letzten Stiche an seinen Litzten zu tun; ich hatte nicht einmal Mitleid mit ihm: ungeschickt, mit blutverschmiertem Daumen, bohrte er die Nadel in das blaue Tuch seiner Fliegerjacke; seine Brillengläser waren so beschlagen, daß ich nicht feststellen konnte, ob er weinte oder ob es nur so schien; auch ich war nahe am Weinen: in zwei Stunden, höchstens drei, mußten wir in Köln sein, und von dort aus war es nicht weit bis zu der, die ich geheiratet, deren Stimme nie nach Ehe geklungen hatte.

Die Frau kam plötzlich hinter dem Güterschuppen heraus, und bevor die Posten zur Besinnung gekommen waren, stand sie schon vor unserem Waggon und wickelte aus dem blauen Tuch aus, was ich zunächst für ein Kind gehalten hatte: ein Brot; sie reichte es mir, und ich nahm es; es war schwer, ich wankte einen Augenblick lang und fiel fast vornüber aus dem fahrenden Zug; das Brot war dunkel, noch warm, und ich wollte „danke, danke“ rufen, aber das Wort kam mir zu dumm vor, und der Zug



fuhr jetzt schneller, und so blieb ich knien mit dem schweren Brot im Arm; bis heute weiß ich nicht mehr von der Frau, als daß sie ein dunkles Kopftuch trug und nicht mehr jung war.

Als ich mit dem Brot im Arm aufstand, war es noch stiller im Waggon als vorher; sie blickten alle auf das Brot, das unter ihren Blicken immer schwerer wurde; ich kannte diese Augen kannte die Münder, die zu diesen Augen gehörten, und ich hatte monatelang darüber nachgedacht, wo die Grenze zwischen Haß und Verachtung verläuft, und hatte die Grenze nicht gefunden; eine Zeitlang hatte ich sie in Annäher und Nichtannäher eingeteilt, als wir von einem amerikanischen Lager (wo das Tragen von Rangabzeichen verboten war) in ein englisches (wo das Tragen von Rangabzeichen erlaubt war) überstellt worden waren, und mit den Nichtannähern hatte mich eine gewisse Sympathie verbunden, bis ich feststellte, daß sie gar keine Ränge gehabt hatten, deren Zeichen sie hätten annäher können; einer von ihnen, Egelhecht, hatte sogar versucht, eine Art Ehrengericht zusammenzutrommeln, das mir die Eigenschaft, ein Deutscher zu sein, hätte absprechen sollen (und ich hatte mir gewünscht, dieses Gericht, das nie zusammentrat hätte die Macht gehabt, mir diese Eigenschaft tatsächlich abzusprechen). Was sie nicht wußten, war, daß ich sie, die Nazis und Nichtnazis, nicht wegen ihrer Nähe und ihrer politischen Ansichten haßte, sondern weil sie Männer waren, Männer, vom gleichen Geschlecht wie die, mit denen ich sechs Jahre lang zusammen hatte sein müssen; die Begriffe Mann und dumm waren für mich fast identisch geworden.

Im Hintergrund sagte Egelhechts Stimme: „Das erste deutsche Brot – und ausgerechnet er bekommt es.“

Seine Stimme war nahe am Schluchzen, auch ich war nahe dran, aber die würden nie verstehen, daß es nicht nur wegen des Brotes war, nicht nur, weil wir die deutsche Grenze nun überschritten hatten, hauptsächlich deshalb, weil ich zum ersten Male seit acht Monaten für einen Augenblick die Hand einer Frau auf meinem Arm gespürt hatte.

„Du“, sagte Egelhecht leise, „wirst wahrscheinlich sogar dem Brot noch die Eigenschaft absprechen, deutsch zu sein.“

„Ja“, sagte ich, „ich werde einen typischen Intellektuellentrick anwenden und mich fragen, ob das Mehl, aus dem dieses Brot gebacken worden ist, nicht vielleicht holländischer, englischer oder amerikanischer Herkunft ist. Komm her“, sagte ich, „teile es, wenn du Lust hast.“

Die meisten von ihnen haßte ich, viele waren mir gleichgültig, und der Däumerling, der sich nun als letzter an die Annäherfront begeben hatte, fing an, mir lästig zu werden, und doch schien es mir angebracht, dieses Brot mit ihnen zu teilen, ich war sicher, daß es nicht für mich allein bestimmt gewesen war. Egelhecht kam langsam nach vorn: Er war groß und mager, so groß und so mager wie ich, und er war sechsundzwanzig Jahre alt, so alt wie ich; er hatte mir drei Monate lang klarzumachen versucht, daß ein Nationalist kein Nazi sei, daß die Worte Ehre, Treue, Vaterland, Anstand nie ihren Wert verlieren könnten – und ich hatte seinem gewaltigen Wortaufwand immer nur fünf Worte entgegengesetzt: Wilhelm II., Papen, Hindenburg, Blomberg, Keitel, und es hatte ihn rasend gemacht, daß ich nie von Hitler sprach, auch nicht, als am 1. Mai der Posten durchs Lager lief und durch einen Schalltrichter ausposaunte: „Hitler is dead, dead is he.“

„Los“, sagte ich, „teile das Brot.“

„Abzählen“, sagte Egelhecht. Ich gab ihm das Brot, er zog seinen Mantel aus, legte ihn mit dem Futter nach oben auf den Boden des Waggons, zog das Futter glatt, legte das Brot drauf, während rings um uns abgezählt wurde. „Zweiunddreißig“, sagte der Däumerling, dann blieb es still. „Zweiunddreißig“, sagte Egelhecht und blickte mich an, der ich hätte dreiunddreißig sagen müssen; aber ich sagte die Zahl nicht, wandte mich ab und blickte nach draußen: die Landstraße mit den alten Bäumen: Napoleons Pappeln, Napoleons Ulmen, unter denen ich mit meinem Bruder gerastet hatte, wenn wir von Weeze mit den Rädern an die holländische Grenze fuhr, um billig Schokolade und Zigaretten zu kaufen.

Ich spürte, daß die hinter mir furchtbar beleidigt waren; ich sah die gelben Schilder an der Straße: nach Kalkar, nach Xanten, nach Geldern, hörte hinter mir die Geräusche von Egelhechts Blechmesser, spürte, wie das Beleidigtsein wie eine dicke Wolke anwuchs; sie waren immer aus irgendeinem Grund beleidigt, sie waren es, wenn ihnen ein englischer Posten eine Zigarette schenken wollte, und sie waren beleidigt, wenn er ihnen keine schenken wollte; sie waren beleidigt, wenn ich auf Hitler schimpfte, und Egelhecht war tödlich beleidigt, wenn ich nicht auf Hitler schimpfte, der Däumerling hatte heimlich Benjamin und Brecht, Proust, Tucholsky und Karl Kraus gelesen, und als wir über die deutsche Grenze fuhr, näherte er sich seine Fahnenjunkerlitzten an. Ich zog die Zigarette aus der Tasche, die ich für meinen Stabsgefleitenwinkel bekommen hatte, drehte mich um und setzte mich neben den Däumerling. Ich sah zu, wie Egelhecht das Brot teilte: halbiert, dann die Hälften geviertelt, jedes Viertel wieder in acht Teile. So würde

Als der Krieg zu Ende war

Von Heinrich Böll

Es wurde gerade hell, als wir an die deutsche Grenze kamen: links ein breiter Fluß, rechts ein Wald, an dessen Rändern man sogar erkannte, wie tief er war; es wurde still im Waggon; langsam fuhr der Zug über zurechtgeflickte Gleise, an zerschossenen Häusern vorbei, zersplitterten Telegrafmasten. Der Kleine, der neben mir hockte, nahm seine Brille ab und putzte sie sorgfältig.

„Mein Gott“, flüsterte er mir zu, „hast du die geringste Ahnung, wo wir sind?“

„Ja“, sagte ich, „der Fluß, den du eben gesehen hast, heißt bei uns der Rhein, der Wald, den du da rechts siehst, heißt Reichswald – und jetzt kommt Kleve.“

„Bist du von hier?“

„Nein.“ Er war mir lästig; die ganze Nacht hindurch hatte er mich mit seiner dünnen Primanerstimme verrückt gemacht, mir erzählt, wie er heimlich Brecht gelesen habe, Tucholsky, Walter Benjamin, auch Proust und Karl Kraus; daß er Soziologie studieren wolle, auch Theologie, und mithelfen würde, Deutschland eine neue Ordnung zu geben, und als wir dann im Morgendämmer in Nijmegen hielten und irgend jemand sagte, jetzt komme die deutsche Grenze, hatte er ängstlich rundgefragt, ob jemand Garn gegen zwei Zigarettenstummel tausche, und als niemand sich meldete, hatte ich mich erboten, meine Kragenemblem, die – glaube ich – Spiegel genannt wurden, abzureißen und in dunkelgrünes Garn zu verwandeln; ich zog den Rock aus und sah ihm zu, wie er sorgfältig mit einem Stück Blech die Dinger abtrennte, sie dann auseinanderzupfte und dann tatsächlich anfang, sich damit seine Fahnenjunkerlitzten um die Schulterklappen herum anzunähen. Ich fragte ihn, ob ich diese Näharbeit auf den Einfluß von Brecht, Tucholsky, Benjamin oder Karl Kraus zurückführen dürfe oder ob es vielleicht ein uneingestandener Einfluß von Jünger sei, der ihn veranlasse, mit des Däumerlings Waffe seinen Rang wiederherzustellen; er war rot geworden und hatte gesagt, mit Jünger wäre er fertig, habe er abgerechnet; nun, als wir in Kleve einfuhren, unterbrach er seine Näharbeit, hockte neben mir, mit des Däumerlings Waffe in der Hand.

„Zu Kleve fällt mir nichts ein“, sagte er, „gar nichts. Dir?“

„Ja“, sagte ich, „Lohengrin, die Margarinemarke ‚Schwan im Blauband‘ und Anna von Cleve, eine der Frauen Heinrichs des Achten.“

„Tatsächlich“, sagte er, „Lohengrin – aber wir aßen zu Hause Sanella. Willst du die Stummel nicht haben?“

„Nein“, sagte ich, „nimm sie deinem Vater mit. Ich hoffe, er wird dich ohrfeigen, wenn du mit den Litzten auf der Schulter nach Hause kommst.“

„Das verstehst du nicht“, sagte er, „Preußen, Kleist, Frankfurt/Oder, Potsdam, Prinz von Homburg, Berlin.“

„Nun“, sagte ich, „Kleve war, glaube ich, ziemlich früh schon preußisch – und irgendwo drüben auf der anderen Rheinseite liegt eine kleine Stadt, die Wesel heißt.“

„Gott ja“, sagte er, „natürlich, Schill.“

„Über den Rhein sind die Preußen nie so recht rübergekommen“, sagte ich, „sie hatten nur zwei Brückenköpfe: Bonn und Koblenz.“

„Preußen“, sagte er.

„Blomberg“, sagte ich. „Brauchst du noch Garn?“ Er wurde rot und schwieg.

Der Zug fuhr langsam, alle drängten sich an die offene Waggon-tür und blickten auf Kleve; englische Posten auf dem Bahnhof: lässig und zäh, gleichgültig und doch wachsam: Noch waren wir Gefangene; an der Straße ein Schild: nach Köln. Lohengrins Burg oben zwischen herbstlichen Bäumen. Oktober am Niederrhein, holländischer Himmel; die Kusinen in Xanten, die Tanten in Kevelaer; der breite Dialekt und das Schmugglergeflüster in den Kneipen; Martinszüge, Weckmänner, Breughelscher Karneval, und überall roch es, auch wenn es nicht danach roch, nach Printen.

„Versteh mich doch“, sagte der Kleine neben mir.

„Laß mich in Ruhe“, sagte ich; obwohl er noch gar kein Mann war, er würde wohl bald einer sein, und deshalb haßte ich ihn; er war beleidigt und hockte sich hin, um die letzten Stiche an seinen Litzten zu tun; ich hatte nicht einmal Mitleid mit ihm: ungeschickt, mit blutverschmiertem Daumen, bohrte er die Nadel in das blaue Tuch seiner Fliegerjacke; seine Brillengläser waren so beschlagen, daß ich nicht feststellen konnte, ob er weinte oder ob es nur so schien; auch ich war nahe am Weinen: in zwei Stunden, höchstens drei, mußten wir in Köln sein, und von dort aus war es nicht weit bis zu der, die ich geheiratet, deren Stimme nie nach Ehe geklungen hatte.

Die Frau kam plötzlich hinter dem Güterschuppen heraus, und bevor die Posten zur Besinnung gekommen waren, stand sie schon vor unserem Waggon und wickelte aus dem blauen Tuch aus, was ich zunächst für ein Kind gehalten hatte: ein Brot; sie reichte es mir, und ich nahm es; es war schwer, ich wandte einen Augenblick lang und fiel fast vornüber aus dem fahrenden Zug; das Brot war dunkel, noch warm, und ich wollte „danke, danke“ rufen, aber das Wort kam mir zu dumm vor, und der Zug



fuhr jetzt schneller, und so blieb ich knien mit dem schweren Brot im Arm; bis heute weiß ich nicht mehr von der Frau, als daß sie ein dunkles Kopftuch trug und nicht mehr jung war.

Als ich mit dem Brot im Arm aufstand, war es noch still im Waggon als vorher; sie blickten alle auf das Brot, das unter ihren Blicken immer schwerer wurde; ich kannte diese Augen, kannte die Münder, die zu diesen Augen gehörten, und ich hatte monatelang darüber nachgedacht, wo die Grenze zwischen Haß und Verachtung verläuft, und hatte die Grenze nicht gefunden; eine Zeitlang hatte ich sie in Annäher und Nichtannäher eingeteilt, als wir von einem amerikanischen Lager (wo das Tragen von Rangabzeichen verboten war) in ein englisches (wo das Tragen von Rangabzeichen erlaubt war) überstellt worden waren, und mit den Nichtannähern hatte mich eine gewisse Sympathie verbunden, bis ich feststellte, daß sie gar keine Ränge gehabt hatten, deren Zeichen sie hätten annäher können; einer von ihnen, Egelhecht, hatte sogar versucht, eine Art Ehrengericht zusammenzutrommeln, das mir die Eigenschaft, ein Deutscher zu sein, hätte absprechen sollen (und ich hätte mir gewünscht, dieses Gericht, das nie zusammentrat, hätte die Macht gehabt, mir diese Eigenschaft tatsächlich abzuspochen). Was sie nicht wußten, war, daß ich sie, die Nazis und Nichtnazis, nicht wegen ihrer Nähe und ihrer politischen Ansichten haßte, sondern weil sie Männer waren, Männer, vom gleichen Geschlecht wie die, mit denen ich sechs Jahre lang zusammen hatte sein müssen; die Begriffe Mann und dumme waren für mich fast identisch geworden.

Im Hintergrund sagte Egelhechts Stimme: „Das erste deutsche Brot – und ausgerechnet er bekommt es.“

Seine Stimme war nahe am Schluchzen, auch ich war nahe dran, aber die würden nie verstehen, daß es nicht nur wegen des Brotes war, nicht nur, weil wir die deutsche Grenze nur überschritten hatten, hauptsächlich deshalb, weil ich zum ersten Male seit acht Monaten für einen Augenblick die Hand einer Frau auf meinem Arm gespürt hatte.

„Du“, sagte Egelhecht leise, „wirst wahrscheinlich sogar dem Brot noch die Eigenschaft absprechen, deutsch zu sein.“

„Ja“, sagte ich, „ich werde einen typischen Intellektuellentrick anwenden und mich fragen, ob das Mehl, aus dem dieses Brot gebacken worden ist, nicht vielleicht holländischer, englischer oder amerikanischer Herkunft ist. Komm her“, sagte ich, „teile es, wenn du Lust hast.“

Die meisten von ihnen haßte ich, viele waren mir gleichgültig, und der Däumerling, der sich nun als letzter an die Annäherfront begeben hatte, fing an, mir lästig zu werden, und doch schien es mir angebracht, dieses Brot mit ihnen zu teilen, ich war sicher, daß es nicht für mich allein bestimmt gewesen war. Egelhecht kam langsam nach vorn: Er war groß und mager, so groß und so mager wie ich, und er war sechsundzwanzig Jahre alt, so alt wie ich; er hatte mir drei Monate lang klarzumachen versucht, daß ein Nationalist kein Nazi sei, daß die Worte Ehre, Treue, Vaterland, Anstand nie ihren Wert verlieren könnten – und ich hatte seinem gewaltigen Wortaufwand immer nur fünf Worte entgegengesetzt: Wilhelm II., Papen, Hindenburg, Blomberg, Keitel, und es hatte ihn rasend gemacht, daß ich nie von Hitler sprach, auch nicht, als am 1. Mai der Posten durchs Lager lief und durch einen Schalltrichter ausposaunte: „Hitler is dead, dead is he.“

„Los“, sagte ich, „teil das Brot.“

„Abzählen“, sagte Egelhecht. Ich gab ihm das Brot, er zog seinen Mantel aus, legte ihn mit dem Futter nach oben auf den Boden des Waggons, zog das Futter glatt, legte das Brot drauf, während rings um uns abgezählt wurde. „Zweiunddreißig“, sagte der Däumerling, dann blieb es still. „Zweiunddreißig“, sagte Egelhecht und blickte mich an, der ich hätte dreiunddreißig sagen müssen; aber ich sagte die Zahl nicht, wandte mich ab und blickte nach draußen: die Landstraße mit den alten Bäumen: Napoleons Pappeln, Napoleons Ulmen, unter denen ich mit meinem Bruder gerastet hatte, wenn wir von Weeze mit den Rädern an die holländische Grenze fuhren, um billig Schokolade und Zigaretten zu kaufen.

Ich spürte, daß die hinter mir furchtbar beleidigt waren; ich sah die gelben Schilder an der Straße: nach Kalkar, nach Xanten, nach Geldern, hörte hinter mir die Geräusche von Egelhechts Blechmesser, spürte, wie das Beleidigtsein wie eine dicke Wolke anwuchs; sie waren immer aus irgendeinem Grund beleidigt, sie waren es, wenn ihnen ein englischer Posten eine Zigarette schenken wollte, und sie waren beleidigt, wenn er ihnen keine schenken wollte; sie waren beleidigt, wenn ich auf Hitler schimpfte, und Egelhecht war tödlich beleidigt, wenn ich nicht auf Hitler schimpfte, der Däumerling hatte heimlich Benjamin und Brecht, Proust, Tucholsky und Karl Kraus gelesen, und als wir über die deutsche Grenze fuhren, nähte er sich seine Fahnenjunkerlitzten an. Ich zog die Zigarette aus der Tasche, die ich für meinen Stabsfreitenwinkel bekommen hatte, drehte mich um und setzte mich neben den Däumerling. Ich sah zu, wie Egelhecht das Brot teilte: halbiert, dann die Hälften geviertelt, jedes Viertel wieder in acht Teile. So würde



Als der Krieg zu Ende war

Fortsetzung von Seite 9

Die anonyme Hand, in die ich den Zwanzigmarschein gelegt hatte, tauchte tatsächlich wieder auf und drückte mir zwei Zigaretten in meine Linke, und ich war fast gerührt über so viel Ehrlichkeit (aber nur so lange war ich fast gerührt, bis ich erfuhr, daß die Belgier die Zigaretten für fünf Mark verkauften; offenbar galten hundert Prozent Gewinn als honoriger Satz, besonders unter „Kameraden“). Wir standen etwa zwei Stunden da, eingepfercht, und ich erinnere mich nur an Hände: handelnde Hände, die Seife von rechts nach links, von links nach rechts weitergaben, Geld von links nach rechts und von rechts wieder nach links; es war, als wäre ich in ein Schlängennest geraten; Hände von allen Seiten bewegten sich nach allen Seiten, reichten über meine Schultern und über meinen Kopf hinweg Ware und Geld in alle Richtungen.

Es war dem Däumerling gelungen, wieder in meine Nähe zu kommen, Er hockte neben mir auf dem belgischen Lastwagen, der auf Kevelaer zu, durch Kevelaer hindurch, auf Krefeld zu, um Krefeld herum nach Neuß fuhr; es war still über den Feldern, in den Städten, wir sahen kaum Menschen, wenig Tiere, und der dunkle Herbsthimmel hing niedrig; links von mir saß der Däumerling, rechts der belgische Posten, und wir blickten über die Plache hinweg auf die Landstraße, die ich so gut kannte: mein Bruder und ich, wir waren sie oft entlanggefahren. Der Däumerling setzte immer wieder an, um sich zu rechtfertigen, aber ich schnitt ihm jedesmal das Wort ab, und er setzte immer wieder an, um geistreich zu erscheinen; er konnte es nicht lassen. „Aber zu Neuß“, sagte er, „kann dir doch nichts einfallen. Was kann einem zu Neuß denn einfallen?“

„Novesia-Schokolade“, sagte ich, „Sauerkraut und Quirinus, aber von der Thebäischen Legion hast du sicher noch nie gehört.“

„Nein“, sagte er und wurde schon wieder rot.

Ich fragte den belgischen Posten, ob es wahr sei, daß Köln gesperrt, von Leichen verseucht sei, und er sagte: „Nein – aber es sieht schlimm aus, stammst du von da?“

„Ja“, sagte ich.

„Mach dich auf was gefaßt ... hast du noch Seife?“

„Ja“, sagte ich.

„Komm her“, sagte er und zog ein Paket Tabak aus der Tasche, öffnete es und hielt mir den hellgelben, frischen Feinschnitt unter die Nase, „für zwei Stück Seife gehört es dir – ist das ein faires Angebot?“

Ich nickte, suchte in meiner Manteltasche nach der Seife, gab ihm zwei Stück und steckte den Tabak ein. Er gab mir seine Maschinenpistole zu halten, während er die Seife in seinen Taschen versteckte; er seufzte, als ich sie ihm zurückgab.

„Diese verfluchten Dinger“, sagte er, „werden wir wohl noch eine Weile halten müssen. Euch geht's gar nicht so schlecht, wir ihr glaubt. Warum weinst du denn?“

Ich zeigte nach rechts: der Rhein. Wir fuhren auf Dormagen zu. Ich sah, daß der Däumerling den Mund aufmachen wollte, und sagte rasch: „Sei um Gottes willen still, sei endgültig still.“

Wahrscheinlich hatte er mich fragen wollen, ob mir zum Rhein was einfiel. Gott sei Dank war er jetzt tief beleidigt und sagte bis Bonn nichts mehr.

Von Köln standen tatsächlich noch einige Häuser; irgendwo sah ich sogar eine fahrende Straßenbahn, auch Menschen, sogar Frauen: eine winkte uns zu; wir bogen von der Neußer Straße in die Ringe ein und fuhren die Ringe entlang, und ich wartete die ganze Zeit über auf die Tränen, aber sie kamen nicht; sogar die Versicherungsgebäude auf den Ringen waren zerstört, und vom Hohenstaufenbad sah ich noch ein paar hellblaue Kacheln. Ich hoffte die ganze Zeit über, der Lastwagen würde rechts irgendwo abbiegen, denn wir hatten auf dem Karolingerring gewohnt; aber der Wagen bog nicht ab, er fuhr die Ringe hinunter: Barbarossaplatz, Sachsenring, Salierring, und ich versuchte nicht hinzusehen, und ich hätte nicht hingesehen, wenn die Lastwagenkolonne sich nicht vorne am Chlodwigplatz gestaut und wir nicht vor dem Haus gehalten hätten, in dem wir gewohnt hatten, und ich blickte also hin. Der Begriff „total zerstört“ ist irreführend; es gelingt nur in Ausnahmefällen, ein Haus total zu zerstören: es muß dreimal, viermal getroffen werden, und am sichersten ist, wenn es anschließend noch brennt; das Haus, in dem wir gewohnt hatten, war wirklich im Sinne amtlicher Termini total zerstört, aber es war es nicht im technischen Sinne. Das heißt, ich konnte es noch erkennen: den Eingang und die Klingelknöpfe, und ich möchte meinen, daß ein Haus, an dem man noch den Eingang und die Klingelknöpfe erkennen kann, nicht im strengen Sinne des technischen Terminus total zerstört ist; an dem Haus, in dem wir gewohnt hatten, war aber noch mehr zu erkennen als die Klingelknöpfe und der Eingang: zwei Räume im Souterrain waren fast noch heil, im Hochparterre absurderweise sogar drei: ein Mauerrest stützte den dritten Raum, der wahrscheinlich die Prüfung durch eine Wasserwaage nicht bestanden hätte; von unserer Wohnung in der ersten Etage war noch ein Raum heil, aber nach vorne, zur Straße hin aufgeknackt, darüber türmte sich ein hoher, schmaler Giebel, kahl, mit leeren Fensterhöhlen; das In-



teressante aber waren zwei Männer, die sich in unserem Wohnzimmer umherbewegten, als wäre es vertrauter Boden für ihre Füße; der eine nahm ein Bild von der Wand, den Terborchdruck, den mein Vater so geliebt hatte, ging mit dem Bild nach vorne und zeigte es einem dritten Mann, der unten vor dem Haus stand, aber dieser dritte Mann schüttelte den Kopf wie jemand, den ein versteigertes Gegenstand nicht interessiert, und der Mann oben ging mit dem Terborch wieder zurück und hängte ihn wieder an die Wand; er rückte das Bild sogar gerade; mich rührte dieser Zug zur Präzision – er trat sogar zurück, um festzustellen, ob das Bild wirklich gerade hing, dann nickte er befriedigt. Inzwischen nahm der zweite das andere Bild von der Wand: einen Kupferstich von Lochners Dombild, aber auch dieses schien dem dritten Mann, der unten stand, nicht zu gefallen; schließlich kam der erste, der den Terborch wieder hingehängt hatte, nach vorne und bildete mit seinen Händen einen Schalltrichter und rief: „Klavier in Sicht“, und der Mann unten lachte, nickte, bildete seinerseits mit seinen Händen eine Schalltrichter und rief: „Ich hole die Gurte.“ Ich konnte das Klavier nicht sehen, wußte aber, wo es stand: rechts in der Ecke, die ich nicht einsehen konnte und wo gerade der Mann mit dem Lochnerbild verschwand.

„Wo hast du denn in Köln gewohnt?“ fragte der belgische Posten.

„Oh, irgendwo“, sagte ich und machte eine vage Geste in Richtung auf die westlichen Vororte.

„Gott sei Dank, es geht weiter“, sagte der Posten. Er nahm seine Maschinenpistole wieder auf, die er vor sich auf den Boden des Wagens gelegt hatte, und rückte sich seine Mütze zu recht. Der flandrische Löwe auf seiner Mütze vorne war ziemlich schmutzig. Als wir in den Chlodwigplatz einbogen, konnte ich die Ursache der Stauung entdecken: eine Art Razzia schien hier im Gang gewesen zu sein. Überall standen Autos der englischen Militärpolizei, darauf Zivilisten mit hoherhobenen Händen und ringsum eine regelrechte Menschenmenge, still und doch aufgeregt: überraschend viele Menschen in einer so stillen, zerstörten Stadt.

„Das ist der Schwarzmarkt“, sagte der belgische Posten, „hin und wieder räumen sie mal hier auf.“

Noch bevor wir Köln verlassen hatten, auf der Bonner Straße schon, fiel ich in Schlaf, und ich träumte von der Kaffeemühle meiner Mutter: die Kaffeemühle wurde an einem Gurt heruntergelassen von dem Mann, der den Terborch vergebens angeboten hatte, aber der Mann unten verwarf die Kaffeemühle; der andere zog sie wieder hoch, öffnete die Dielentür und versuchte die Kaffeemühle dort anzuschrauben, wo sie gehangen hatte: gleich links hinter der Küchentür, aber es war keine Wand mehr da, an der er sie hätte festschrauben können, und trotzdem versuchte es der Mann immer wieder (dieser Zug zur Ordnung rührte mich sogar im Traum). Er suchte mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach den Dübeln, fand sie nicht und drohte zornig mit der Faust in den grauen Herbsthimmel hinauf, der der Kaffeemühle keinen Halt bot; schließlich gab er es auf, band den Gurt wieder um die Mühle, ging nach vorne, ließ die Kaffeemühle hinunter und bot sie dem dritten an, der sie wiederum verwarf, und der andere zog sie wieder hoch, wickelte den Gurt ab und verbergte die Kaffeemühle wie eine Kostbarkeit unter seiner Jacke; dann fing er an, den Gurt aufzuwickeln, rollte ihn zu einer Art Scheibe zusammen und warf ihn dem dritten Mann da unten ins Gesicht. Die ganze Zeit über beunruhigte mich die Frage, was aus dem Mann geworden sein konnte, der den Lochner vergebens angeboten hatte, aber ich konnte ihn nicht entdecken; irgend etwas hinderte mich, in die Ecke zu blicken, wo das Klavier stand, der Schreibtisch meines Vaters, und ich war unglücklich über die Vorstellung, daß er in den Notizbüchern meines Vaters lesen könnte. Der Mann mit der Kaffeemühle stand jetzt an der Wohnzimmertür und versuchte die Kaffeemühle an der Türfüllung festzuschrauben, er schien fest entschlossen, der Kaffeemühle Platz und Dauer zu verleihen, und ich fing an, ihn gern zu haben, noch bevor ich entdeckte, daß er einer von unseren vielen Freunden war, die meine Mutter unter der Kaffeemühle getröstet hatte, einer, der schon im Anfang des Krieges bei einem Bombenangriff getötet worden war.

Noch vor Bonn weckte mich der belgische Posten. „Komm“, sagte er, „reib dir die Augen, die Freiheit ist nahe“, und ich setzte mich zurecht und dachte an die vielen, die unter meiner Mutter Kaffeemühle gesessen hatten: Schulschwänzer, denen sie die Angst vor Klassenarbeiten nahm, Nazis, die sie zu belehren, Nichtnazis, die sie zu stärken versuchte: sie alle hatten auf dem Stuhl unter der Kaffeemühle gesessen, Trost und Anklage, Verteidigung und Aufschub erlangt, mit bitteren Worten waren ihre Ideale zerstört und mit milden Worten ihnen angeboten worden, was die Zeiten überdauern würde: Gnade den Schwachen, Trost den Verfolgten.

Alter Friedhof, Markt, Universität. Bonn. Durchs Koblenzer Tor in den Hofgarten. „Adieu“, sagte der belgische Posten, und der Däumerling sagte mit müdem Kindergesicht: „Schreib mir

„doch mal.“ – „Ja“, sagte ich, „ich schick dir meinen ganzen Tucholsky.“

„Fein“, sagte er, „auch den Kleist?“

„Nein“, sagte ich, „nur, was ich doppelt habe.“

Vor dem Stacheldrahtgatter, durch das wir endgültig entlassen wurden, stand ein Mann zwischen zwei großen Waschkörben; in dem einen Waschkorb hatte er sehr viele Äpfel, in dem anderen ein paar Stücke Seife; er rief: „Vitamine, Kameraden, ein Apfel – ein Stück Seife.“ Und ich spürte, wie mir das Wasser im Mund zusammenlief; ich hatte gar nicht mehr gewußt, wie Äpfel aussehen; ich gab ihm ein Stück Seife, bekam einen Apfel und biß sofort hinein; ich blieb stehen und sah zu, wie die anderen herauskamen; er brauchte gar nichts mehr zu rufen: es war ein stummer Handel; er nahm einen Apfel aus dem Korb, bekam ein Stück Seife und warf das Stück Seife in den leeren Korb: es klang dumpf und hart, wenn die Seife aufschlug; nicht alle nahmen Äpfel, nicht alle hatten Seife, aber die Abfertigung ging so rasch wie in den Selbstbedienungsläden, und als ich meinen Apfel gerade aufgegessen hatte, hatte er seinen Seifenkorb schon halb voll. Es ging alles rasch und reibungslos und ohne Worte, und selbst die, die sehr sparsam und sehr berechnend gewesen waren, konnten dem Anblick der Äpfel nicht widerstehen, und ich fing an, Mitleid mit ihnen zu haben. Die Heimat begrüßte ihre Heimkehrer so liebevoll mit Vitaminen.

Es dauerte lange, bis ich in Bonn ein Telefon gefunden hatte; schließlich erzählte mir ein Mädchen im Postamt, daß nur Ärzte und Priester Telefon bekämen, und auch die nur, wenn sie keine Nazis gewesen wären. „Sie haben so schreckliche Angst vor den Werwölfen“, sagte das Mädchen. „Sie haben nicht zufällig 'ne Zigarette für mich?“ Ich nahm mein Paket Tabak aus der Tasche und sagte: „Soll ich Ihnen eine drehen?“, aber sie sagte nein, das könne sie schon, und ich sah ihr zu, wie sie Zigarettenpapier aus ihrer Manteltasche nahm und sich sehr geschickt und rasch eine volle Zigarette drehte. „Wen wollen Sie denn anrufen?“ sagte sie, und ich sagte: „Meine Frau“, und sie lachte und sagte, ich sähe gar nicht verheiratet aus. Ich drehte mir auch eine Zigarette und fragte sie, ob es vielleicht irgendeine Möglichkeit gäbe, ein Stück Seife zu verkaufen; ich brauchte Geld, Fahrgeld, und besäße keinen Pfennig. „Seife“, sagte sie, „zeigen Sie her.“ Ich suchte ein Stück Seife aus meinem Mantelfutter heraus, und sie riß es mir aus der Hand, roch daran und sagte: „Mein Gott, echte Palmolive – die kostet, kostet – ich gebe Ihnen fünfzig Mark dafür.“ Ich blickte sie erstaunt an, und sie sagte: „Ja, ich weiß, sie geben bis zu achtzig dafür, aber ich kann mir das nicht leisten.“ Ich wollte die fünfzig Mark nicht haben, aber sie bestand darauf, daß ich sie nähme, sie schob mir den Schein in die Manteltasche und lief aus dem Postamt raus; sie war ganz hübsch, von einer hungrigen Hübschheit, die den Mädchenstimmen eine bestimmte Schärfe verleiht.

Was mir am meisten auffiel, im Postamt und als ich weiter durch Bonn schlenderte, war die Tatsache, daß nirgendwo ein farbentragender Student zu sehen war, und es waren die Gerüche: alle Leute rochen schlecht, und in allen Räumen roch es schlecht, und ich verstand, wie verrückt das Mädchen auf die Seife gewesen war; ich ging zum Bahnhof, versuchte herauszukriegen, wie ich nach Oberkerschenbach kommen könnte (dort wohnte die, die ich geheiratet hatte), aber niemand konnte es mir sagen; ich wußte von dem Nest nur, daß es irgendwo nicht sehr weit von Bonn in der Eifel lag; es gab auch nirgendwo Landkarten, auf denen ich hätte nachsehen können; wahrscheinlich waren sie der Werwölfe wegen verboten. Ich habe immer gern genau gewußt, wo ein Ort liegt, und es machte mich unruhig, daß ich von diesem Oberkerschenbach nichts Genaues wußte und nichts Genaues erfahren konnte. Ich wälzte alle Bonner Adressen, die ich kannte, hin und her, fand aber keinen Arzt und keinen Priester darunter; endlich fiel mir ein Theologieprofessor ein, den ich kurz vor dem Krieg mit einem Freund besucht hatte; er hatte irgend etwas mit Rom und dem Index gehabt, und wir waren einfach zu ihm gegangen, unsere Sympathie zu bekunden; ich wußte den Namen der Straße nicht mehr, wußte aber, wo sie lag, und ging die Poppelsdorfer Allee hinunter, dann links, noch einmal links, fand das Haus und war erleichtert, als ich den Namen an der Tür las. Der Professor kam selbst an die Tür; er war sehr alt geworden, mager, gebeugt und sehr weißhaarig. Ich sagte: „Sie kennen mich sicher nicht mehr, Herr Professor, ich war damals bei Ihnen, als Sie den Stunk mit Rom und mit dem Index hatten – kann ich Sie einen Augenblick sprechen?“ Er lachte, als ich Stunk sagte, sagte: „Bitte“, als ich fertig war, und ging mir voraus in sein Studierzimmer; was mir auffiel war, daß es nicht mehr nach Tabak roch, sonst war es unverändert mit all den Büchern, den Zettelkästen und den Gummibäumen. Ich sagte dem Professor, ich hätte gehört, daß nur Priester und Ärzte Telefon hätten, und ich müßte unbedingt mit meiner Frau telefonieren; er ließ mich – was sehr selten ist – ganz ausreden und sagte dann, er



sei zwar Priester, aber keiner von denen, die Telefon hätten, denn: „Sehen Sie“, sagte er, „ich bin kein Seelsorger.“ „Vielleicht sind Sie ein Werwolf“, sagte ich; ich bot ihm Tabak an, und er tat mir leid, als ich sah, wie er auf meinen Tabak blickte; es tut mir immer leid, wenn alte Leute auf etwas verzichten müssen, was sie gern haben. Seine Hände zitterten, als er sich eine Pfeife stopfte, und sie zitterten nicht nur, weil er alt war. Als er sie endlich angezündet hatte – ich hatte keine Streichhölzer und konnte ihm nicht dabei helfen –, sagte er zu mir, nicht nur Ärzte und Priester hätten Telefon, auch „diese Tingeltangel, die man überall aufmacht, wo Soldaten sind“, und ich sollte es doch in einem dieser Tingeltangel versuchen; es sei einer gleich um die Ecke. Er weinte, als ich ihm zum Abschied noch ein paar Pfeifen Tabak auf den Schreibtisch legte, und er fragte mich unter Tränen, ob ich auch wisse, was ich tue, und ich sagte, ja, ich wüßte es, und ich forderte ihn auf, die paar Pfeifen Tabak als einen verspäteten Tribut entgegenzunehmen für die Tapferkeit, die er damals mit Rom bewiesen habe. Ich hätte ihm gern noch ein Stück Seife geschenkt, ich hatte noch fünf oder sechs Stück im Mantelfutter, aber ich fürchtete, es würde ihm vor Freude das Herz brechen; er war so alt und schwach.

„Tingeltangel“ war sehr vornehm ausgedrückt; aber das störte mich weniger als der englische Posten vor der Tür dieses Tingeltangels. Er war noch jung und sah mich streng an, als ich bei ihm stehenblieb. Er zeigte auf das Schild, das Deutschen das Betreten dieses Tingeltangels verbot, aber ich sagte ihm, meine Schwester sei drinnen beschäftigt, ich sei gerade heimgekehrt ins teure Vaterland, und meine Schwester habe den Hausschlüssel. Er fragte mich nach dem Namen meiner Schwester, und es schien mir als das sicherste, den deutschesten aller deutschen Mädchennamen zu nennen, und ich sagte: „Gretchen“; ja, sagte er, das sei die Blonde, und er ließ mich rein; ich erspare mir die Beschreibung des Hausinneren, indem ich auf die einschlägige „Fräulein“-Literatur, auf Film und Fernsehen verweise; ich erspare mir sogar die Beschreibung von Gretchen (siehe oben); wichtig ist nur, daß Gretchen von einer erstaunlich schnellen Auffassungsgabe war und bereit, gegen Honorar von einem Stück Palmolive eine Telefonverbindung mit dem Pfarramt in Kerschenbach (von dem ich hoffte, daß es überhaupt existierte) herzustellen und die, die ich geheiratet hatte, ans Telefon rufen zu lassen. Gretchen sprach fließend englisch ins Telefon und erklärte mir, daß ihr Freund es über die Dienstleitung versuchen werde, das ginge schneller. Ich bot ihr, während wir warteten, Tabak an, aber sie hatte Besseres; ich wollte ihr das Stück Seife als verabredetes Honorar als Vorschuß auszahlen, aber sie sagte, nein, sie verzichte darauf, sie wolle nichts dafür nehmen, und als ich auf der Auszahlung bestand, fing sie an zu weinen und beichtete mir, daß einer ihrer Brüder in Gefangenschaft sei, der andere tot, und ich hatte Mitleid mit ihr, denn es ist nicht schön, wenn Mädchen wie Gretchen weinen; sie gestand mir sogar, daß sie auch katholisch sei, und als sie gerade ihr Erstkommunionsbild aus irgendeiner Schublade ziehen wollte, läutete das Telefon, und Gretchen nahm den Hörer ab und sagte: „Herr Pfarrer“, aber ich hatte schon gehört, daß es keine männliche Stimme war. „Moment“, sagte Gretchen und reichte mir den Hörer. Ich war so aufgeregt, daß ich den Hörer nicht halten konnte, er fiel mir tatsächlich aus der Hand, zum Glück auf Gretchens Schoß; die nahm ihn auf, hielt ihn mir ans Ohr, und ich sagte: „Hallo – bist du’s?“

„Ja“, sagte sie, „– du, wo bist du?“

„Ich bin in Bonn“, sagte ich, „der Krieg ist aus – für mich.“

„Gott“, sagte sie, „ich kann es nicht glauben. Nein – es ist nicht wahr.“

„Doch“, sagte ich, „es ist wahr – du hast meine Karte damals bekommen?“

„Nein“, sagte sie, „welche Karte?“

„Als ich in Gefangenschaft kam – da durften wir eine Karte schreiben.“

„Nein“, sagte sie, „ich weiß seit acht Monaten nichts von dir.“

„Diese Schweine“, sagte ich, „diese verfluchten Schweine – ach, sag mir nur noch, wo Kerschenbach liegt.“

„Ich“ – sie weinte so heftig, daß sie nicht mehr sprechen konnte, ich hörte sie schluchzen und schlucken, bis sie endlich flüstern konnte: „– am Bahnhof in Bonn, ich hole dich ab“, dann hörte ich sie nicht mehr, irgend jemand sagte auf englisch etwas, das ich nicht verstand.

Gretchen nahm den Hörer ans Ohr, lauschte einen Augenblick, schüttelte den Kopf und legte auf. Ich blickte sie an und wußte, daß ich ihr die Seife nicht mehr anbieten konnte. Ich konnte auch nicht „danke“ sagen, das Wort kam mir dumm vor. Ich hob hilflos die Arme und ging hinaus.

Ich ging zum Bahnhof zurück, mit der Frauenstimme im Ohr, die noch nie nach Ehe geklungen hatte.

Illustrationen: Joachim Braatz

Fern im Norden Kanadas

Ein Beispiel verbindender Freundschaft
in der Arktis



Beim lustigen Spiel

Kootok ist die jüngste in der Gruppe ▶

Frobisher-Bay auf Baffin-Inseln ist die größte Siedlung der kanadischen Ost-Arktis. Rund 1500 Menschen leben hier, Eskimos und Nicht-Eskimos, also Kanadier, Amerikaner und auch einige Europäer. Frobisher besitzt einen Flughafen und steht auf diese Weise in regelmäßiger Verbindung mit dem kanadischen Mutterland im Süden.

Frau Delaute, die Gattin des kanadischen Administrators, hat sich die Aufgabe gestellt, die Pfadfinderorganisation auch in dieser entlegenen Region auszubauen bzw. ins Leben zu rufen. In den beiden Töchtern hat Frau Delaute eine gute Hilfe und tatkräftige Unterstützung. Es geht hier, wie überhaupt bei der gesamten Pfadfinderbewegung, um den völkerverbindenden Gedanken. Gerade hier, bei den Eskimos, ist diese Aufgabe besonders wichtig, weil auf vielen Seiten Rassenvorurteile herrschen. Sie sollen schon in früher Jugend ausgemerzt werden. Aus diesem Grunde ist die Formation der sogenannten „Brownies“ im hohen Norden Kanadas besonders wichtig. Dank der Unterstützung kanadischer Pfadfinder und Spenden internationaler Scout-Bewegungen



konnte die Organisation in Frobisher-Bay recht gut ausgebaut werden. Die Eskimos, ein Polarvolk, sind noch in einer Gesamtzahl von rund 40000 Seelen vertreten. Sie leben an der nordamerikanischen Eismeerküste von Grönland bis zur Tschuktschen-Halbinsel. Sie gehören dem mongolischen Rassenkreis an, sind mittelgroß mit gelb-bräuner Hautfarbe und straffem, schwarzem Haar. Schon aus diesem rassischen Grund haben viele Eskimos der weißen Rasse gegenüber Komplexe. Sie sollen bereits in früher Jugend genommen werden, indem sich junge Eskimos und junge Nicht-Eskimos regelmäßig zusammenfinden, ihre gegenseitigen Sitten und Bräuche achten lernen und sich zu einer allgemeinen Freundschaft finden. Nicht zuletzt aber werden die jungen Eskimos schon beizzeiten mit der Zivilisation vertraut gemacht. Viele Eskimo-Familien konnten in Frobisher-Bay sesshaft gemacht werden. Sie haben Fellen, Pfeil und Bogen und Hundeschlitten Lebewohl gesagt. Unsere Bilder zeigen das muntere Leben in der nördlichsten Pfadfinderbewegung der Welt.



Das ist ins Auge gegangen ...

Die Pfadfinderknoten werden erlernt



Und was machen wir im nächsten Monat ... ?



Die besten Jahre unseres Lebens

Gedicht eines Wohnungsuchenden

Wen Gott auf dieser Welt verdammt,
den schickt er auf das Wohnungsamt.
Eine Wohnung kriegt er dort bestimmt,
wenn Gott ihn sicher zu sich nimmt.

(Wohnungsuchender Herter)

Laß uns gehen, Erich, wir sind zu jung für solche Wohnungen!

Natürlich kommt es immer wieder zu Streitigkeiten", gesteht die Mutter ohne Zögern, „denn jung und alt passen nicht zusammen.“ Aber in dem kleinen Häuschen am Stadtrand müssen jung und alt zusammen aushalten, denn seit Jahren suchen die jungen Eheleute vergeblich nach einer Wohnung – wie ungezählte ihresgleichen. Sie müssen sich von den verschiedenen Ämtern, die sie mit Gesuchen bestürmen, noch „glücklich“ preisen lassen. Denn schließlich haben sie für sich und ihr Kind von 10 Monaten einen ganzen Raum allein, einen Raum von 2,30 x 3,30 qm! Na, ist das nichts? Ein Bett steht darin und das Kinderbett, ein Waschtisch und auf dem Schrank in Kisten verpackt die Aussteuer, die monatlich umgeschichtet werden muß, da sie sonst schimmelt. Gekocht, gewaschen, gegessen wird in der kleinen Wohnküche der Mutter. Im Augenblick sind die jungen Leute nicht da: „Sie gehen sehr oft abends aus, denn wo sollen sie hier bleiben? Und das Kind nehmen sie meistens mit.“

Immerhin – sie dürfen ihre ersten Ehejahre gemeinsam verbringen – Welch ein „Vorzug“ im Gegensatz zu den vielen jungen Verheirateten, die sich im Café oder in der elterlichen Wohnung treffen, weil sie getrennt leben müssen seit Jahren schon: Eheleben! Welcher Vorzug auch gegenüber dem jungen Paar L., dem von der Mutter der jungen Frau gekündigt wurde, bei der es bisher jahrelang wohnte. Jetzt steht der Laufstall des pausbackigen Sohnes zwischen Klubsessel und Gummibaum in der Wohnung der Schwiegermutter, die zum Glück verweist ist. „Was wird, wenn sie wiederkommt?“ „Das wissen wir nicht! Das wissen wir wirklich nicht!“ Sie sind einfach obdachlos!

Obdachlos zu sein ist eine Hoffnung. Denn einen gesetzlichen Anspruch auf Wohnung, der gegebenenfalls mit öffentlicher Unterstützung verwirklicht wird, besitzen nur wenige Personenkreise in der Bundesrepublik; Flüchtlinge z. B. und Obdachlose. Obdachlose werden zunächst in Übergangshäuser eingewiesen. „Nur das nicht!“ sagt die junge Frau schauernd und denkt an Geschrei, Kinder mit Schnapsflaschen und abmontierte Treppengeländer. So suchen sie Tag um Tag, und der junge Ehemann fährt bis weit hinaus vor die Stadt, um „ein Dach über den Kopf“ zu finden. Meist sind die Mieten trotzdem unerschwinglich hoch, aber gegebenenfalls wollen sie eine Wohnung teilen mit einem befreundeten Ehepaar, das ebenfalls noch bei den Eltern wohnt. Doch wenn sie wirklich einmal etwas Passendes finden, heißt es: „Bitte, ohne Kinder!“ –

„Übergangshäuser“ – muß man sie tatsächlich so fürchten? Zuzug in sie bekommt nur, wer „wirklich obdachlos“ ist. Das waren vor dem Inkrafttreten des Lücke-Planes z. T. Familien, die auch bei angepaßten Mieten in Mietrückstand gerieten und deshalb trotz des Mieterschutzgesetzes gekündigt werden konnten. Das werden nach Auswirkung des Lücke-Planes, das heißt nach dem Fortfall des Mieterschutzgesetzes und bei der Möglichkeit praktisch grenzenloser Mieterhöhung, sehr viele, solide, zahlungswillige junge Ehepaare sein, die vom Mietwucher einfach überfordert werden. Der hoffnungsvolle Name „Übergang“ hatte



bisher für etliche junge Leute eine Berechtigung, denen nach einigen Monaten Wartezeit eine Wohnung aus dem sozialen Wohnungsbau vermittelt wurde. Er hat kaum Berechtigung für Familien mit 5, 6, 9 Kindern, die dort seit Jahren in drei Räumen, einem größeren und zwei kleinen, wohnen. Denn „wer will schon kinderreiche Familien?“ Wie sieht es da aus? Bei Familie 204 schlafen jeweils zwei Kinder in einem Bett, weil mehr Betten räumlich nicht unterzubringen sind. Der Kleinste liegt im Kinderwagen; für ein größeres Kinderbett wäre kein Platz. „Und wenn er ein größeres Bett braucht?“ „Dann gebe ich die Kinder ins Waisenhaus und gehe wieder nach Haus!“ Familie 202 – blitzend sauber die Wohnküche, die Buben in frisch gebügelten Hemden, 6 Kinder. „Kann Ihnen nicht der Bund der Kinderreichen eine Wohnung verschaffen?“ „Ich mußte meinen Ältesten eben aus der Lehre nehmen, weil ich allein das Geld für die Familie nicht aufbringen kann. Woher sollte ich den eigenen Baukostenanteil nehmen?“

„Daher kommt ja das ganze Elend – daß die Männer ihre Frauen schlagen, daß sie nicht mehr nach Hause kommen, daß sie trinken – wegen der Hoffnungslosigkeit!“ sagt Frau 201... Aber wir wollten ja von den Jungen, von den Hoffnungsvollen berichten, die – wohnhaft mit einem Kind in einem Raum irgendwo, ohne Abstellkammer, ohne Keller, ohne Speicher, oft ohne Wasserleitung, manchmal ohne Fenster – auf einen zweiten Nachkommen warten, auf daß der Wohnungsnotstand – vier Personen in einem Raum – ihnen eine menschenwürdigere Wohnung aus dem sozialen Wohnungsbau verschafft. Ihre Hoffnung aber schrumpft mit dem Schrumpfen dieses sozialen Wohnungsbaues: Ministerialdirigent Fiedler vom Bundeswohnungsbauministerium gibt an, daß der soziale Wohnungsbau im Jahr 1963 gegenüber dem Vorjahr um 18% abgenommen hat. Und so verringerte er sich bereits seit Jahren, obwohl nach der amtlichen Gebäudeerhebung vom Juni 1961 in Notunterkünften, Bunkern, Nissenhütten, Wohnungen ohne Küche und Kochnische und in Lagern über eineinhalb Millionen Menschen wohnen! Und die Zahl der Räumungsklagen und der Obdachlosen in den Großstädten ist seit der ersten Lockerung des Miet- und Wohnrechtes erheblich gestiegen! Und sie wird weiter steigen!

Also wird man die besten Jahre seines Lebens oft weiter durchstehen müssen in der Einraum-, Wohnung“. Täglich werden die Windeln neben dem Kochtopf baumeln, und Abend für Abend wird es heißen: „Pst! Raschele nicht so mit der Zeitung: der Kleine soll schlafen!“ Bis der Kleine vielleicht gar nicht mehr schlafen kann, weil der Vater die Zeitung auf den Tisch knallt und schimpfend aus dem Zimmer rennt. „Wenn das so weitergeht, geh' ich zur Fremdenlegion“, stöhnten junge Väter vor den Instanzen, die zum Helfen da sind und nicht helfen können. Und nicht nur einer hat solche oder ähnliche Pläne durchgeführt. Mancher ging in die SBZ. Und wenn er später Frau und Kinder nachkommen ließ, hatte die Fürsorge für zwei Personen weniger zu sorgen.

Fips

Für einen friedlichen Geist



Herbert Tulatz vom IBFG spricht zur Jugend

Foto: Udo Hoffmann

Wie gern hätten sie noch gelebt, aber der Krieg löschte sie aus



Nachdem es gerade 24 Jahre her ist, daß mit dem Überfall auf Polen Hitlers furchtbares Völkermorden begann, sind es bei uns die jungen Menschen, zu jener Zeit kaum geboren, die das Ausmaß des vergangenen Krieges in Erinnerung bringen und vor einem neuen, vernichtenden Krieg warnen. In den vordersten Reihen dieser jungen Menschen steht die Gewerkschaftsjugend.

Jedes Jahr, am 1. September, dem Tag, an dem 1939 der 2. Weltkrieg begann, demonstriert sie für die friedliche Verständigung in aller Öffentlichkeit. Sie geht dann auf die Straßen, zieht die Bilanz zweier Weltkriege und hofft, daß ihr Appell an die Vernunft über die ganze Welt hin in die Ohren der Politiker getragen werde. Auch in diesem Jahr beging die Jugend des DGB den 1. September mit eindrucksvollen Antikriegskundgebungen. Von einigen berichten wir hier.

Am Eyllersee bei Geldern sprach Herbert Tulatz, stellvertretender Generalsekretär des IBFG, der eigens aus Brüssel gekommen war, um die Jugend der moralischen Unterstützung des IBFG zu versichern.

Kollege Tulatz würdigte die Bedeutung einer solchen Kundgebung gegen einen Krieg, der die Welt in einen „vorsintflutlichen Zustand“ zurückversetzen würde und rief dann den Teilnehmern zu: „Jeder kann seinen Beitrag zur Erhaltung des Friedens leisten, wenn er sich an seinem Platz mit Mut und Überlegung dafür einsetzt. Gelöst werden aber kann dieses Problem nur in internationaler Gemeinschaft. In diesem Sinne wäre es gut, wenn ihr nächstes Mal zusammen mit gleichgesinnten jungen Kollegen aus anderen Ländern gegen den Krieg demonstrieren würdet!“

Auf einer Demonstration in Frankfurt nannte Prof. Dr. Eugen Kogon das Moskauer Atomstop-Abkommen eine Wendemarke, die den Erfolg der Koexistenz ebenso abzeichne wie die Notwendigkeit der Abrüstung. Kogon stellte fest: „Wir verharren in sterilem Antikommunismus und in Wohlstandseigenennutz. Die Zeit der Bequemlichkeit aber ist vorüber! Wir müssen Partner werden!“ Auf einer Kundgebung auf dem Soldatenfriedhof Merode, Kreis Düren, auf dem sich sonst nur militärische Traditionsverbände einfanden, sprach Günter Rombey, IGM-Jugendsekretär des Bezirks Nordrhein.

Kollege Rombey vergegenwärtigte noch einmal die schrecklichen Folgen, die ein neuer Krieg haben würde und sagte dann wörtlich: „Wollen wir unserer elenden Situation ent-rinnen, dann muß ein neuer Geist in den Beziehungen zwischen Menschen und Völkern einkehren.“

Wir müssen glauben, daß die Angehörigen anderer Nationen, die wie wir ja durch uns alle Schrecken der letzten Jahrzehnte erfahren haben, dasselbe Verlangen nach einem neuen Geist verspüren. In diesem Geist ist wohl auch das Moskauer Atomstop-Abkommen zustande gekommen.“

Und gegen Ende seiner Rede sagte Rombey: „Wenn man uns fragt, ob es einen Sinn hat, auf die Straße zu gehen und für den Frieden zu demonstrieren, so müssen wir sagen, wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß es einen schrecklichen Sinn hat, nichts zu tun.“

H. P.

Märchen und Tatsachen

Berberin

Eine Reise durch Marokko, ein Land, das seinen Weg in eine bessere Zukunft sucht / Von Willy B. Wange

Als es soweit war, hatten wir den „großen Augenblick“ verpaßt. Zuvor hatte jeder den Ehrgeiz gehabt, als erster den afrikanischen Kontinent am Horizont zu entdecken. Doch eineinhalb Tage vergeblichen Wartens kurz vor der Erfüllung eines jahrzehntealten Jugendtraums ist dann plötzlich eine zu lange Zeit. So ertönte der Ruf: „Afrika in Sicht“ ungehört, weil unter Deck im Salon der Luxusklasse das obligatorische Bordfest stieg. Man war an Bord der „Lyautey“ nicht kleinlich. Wer nur Touristenklasse gebucht hatte, durfte mittwischen, ganz gleich, ob er weiße, braune oder schwarze Hautfarbe hatte. Wer aber in den Schlafsälen tief unten im Bauch des 10000-Tonnens, der von Marseille bis hinunter zum Senegal dampft, wohnte, der hatte zu der Lustbarkeit mit Papiermützen und Luftschlangen keinen Zutritt. Die Häuptlingsfrau vom Senegal, die mit ihren zwei Zentnern, ihrem langen, bunten Gewand und dem gelben Turban so majestätisch aussah, wäre selbst von den Afrikanern der Luxusklasse an Bord nicht akzeptiert worden.

Ein wenig nachdenklich stimmte diese erste Begegnung mit den Problemen Afrikas. Den europäischen Kolonialismus haben diese Menschen endlich abgeschüttelt. Ihre Freiheit aber scheint nicht zugleich die Gleichheit und die Brüderlichkeit zu bedeuten. Man tauschte alte Vorurteile, alte Kasten gegen neue. Der Maßanzug des heimkehrenden schwarzen Studenten ist eine klare Abgrenzung gegenüber der Djelaba (ein langes, hemdartiges Gewand), der man ansieht, daß sie in einem billigen Gäßchen der Kissaria von Marrakesch erstanden wurde. So ist man schon mitten in den Problemen Marokkos, ehe das Schiff nach zweitägiger erholsamer Fahrt in Casablanca anlegt.

Casablanca sparten wir uns für den Schluß der Reise auf. Es drängte uns, tiefer ins Land zu kommen, wo mehr von Marokko, mehr von Afrika zu sehen und zu spüren wäre, als in dieser Hafenstadt mit ihren weißen Hochhäusern und breiten Boulevards.

In Rabat, der Hauptstadt und Residenz des Königs, hatten unsere Gastgeber, das Ministerium für Jugend und Sport, vor den ersten Schritt in „das Abenteuer Afrika“ den Schweiß der Theorie gesetzt. Aber ohne diese Theorie läuft man Gefahr, an den Problemen vorbeizugehen.

Andererseits tut man in Marokko gut daran, wohl aufmerksam zuzuhören, aber nichts zu glauben, was man nicht selbst sieht oder dessen Wahrheitsgehalt durch ergänzende Berichte aus anderer Quelle bestätigt ist.

„Mohammed lügt“, sagte ich scherzhaft zu unserem marokkanischen Führer. Aber schon bald mußten wir erkennen, daß man in Marokko nicht mehr lügt als bei uns. Zumindest nicht bewußt. Aber, wer auf den Plätzen der Medina (die alten Stadtviertel) die Andacht erlebt hat, mit der die ihn umringenden Zuschauer einem Märchenerzähler lauschen; wer hörte, wie groß die Zahl dieser so beliebten Märchenerzähler ist, die mit einem geradezu ungläublichen Talent aus dem Stegreif ihre Geschichten zum besten geben, dem wird klar, daß in jedem Marokkaner ein Stück Märchenerzähler steckt.

Harmlos, aber bezeichnend die Sache mit Ludwig dem XIV. und dem Fahrrad. In den Kasetten des Bodj El Heri Mansour zu Meknes stehen drei Vehikel aus der Zeit der Großväter des Fahrrads. Ein Zweirad, ein Dreirad und sogar eines mit vier Rädern. Immerhin, sie sind schon mit Ketten und Zahnrädern ausgestattet. Der amtliche Fremdenführer war unangenehm berührt, daß wir ihm nicht glauben wollten, daß diese Räder ein Geschenk Ludwigs des XIV. von Frankreich an den damaligen Sultan gewesen sei. Als wir zu bedenken gaben, daß der Freiherr von Drais erst nach dem Tode Ludwigs des XIV. sein doch noch recht primitives Tretrad erfunden habe, verschwand er kurz, kam zurück, entschuldigte sich und erklärte, selbstverständlich handele es sich um



Ludwig den XVI. Nun, wir wollten noch mehr von diesem interessanten Land sehen, darum sagten wir nichts davon, daß der Kopf eben jenes Ludwigs bereits 1793 gerollt war, während die Draisine 1817 das Licht der Welt erblickte.

Es war halt so schön, das Märchen von dem Fahrrad, Ludwig dem XIV. oder XVI. und dem Sultan. Und so war manches ein Märchen, was man uns als Tatsache hinstellte.

„Die Gesundheitsverhältnisse meiner Stadt sind ausgezeichnet“, sagte uns der Gouverneur von Rabat. Und er mußte es wissen, denn er ist selbst Arzt. „Wir haben kein Arbeitslosenproblem“, sagte er weiter. Dabei sind Augenkrankheiten, bösartige Kopfgrätze, Verküppelungen von Geburt in einem erschreckenden Maße verbreitet, wovon man sich auf

Schritt und Tritt überzeugen muß. Auch die Tatsache, daß 55 v.H. der marokkanischen Bevölkerung unter 20 Jahre alt ist, spricht klar für eine erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer, nicht aber für einen beruhigenden Stand der Volksgesundheit. Um sich davon zu überzeugen, daß Rabat, genauso wie ganz Marokko, ein drängendes Problem der Arbeitslosigkeit hat, brauchte man nur aus dem Fenster des Gouverneurspalastes zu schauen. Dort drängten sich im Schatten seiner Mauern und der herrlichen Palmen die Arbeitslosen. Bei dem auf einem marokkanischen Empfang unumgänglichen Minthe, einem süßen Tee, in dem eine grüne Pfefferminzpflanze schwimmt, bei Gebäck, dessen feiner Staubzucker sich heimtückisch auf der Hose niederließ, hatte uns der Gouverneur ein Märchen erzählt.

Dabei scheute er sich nicht, uns mit einer anderen Wahrheit zu schockieren. Auf die Frage, wie und von wem die Stadt regiert werde, welche Befugnisse das gewählte Stadtparlament habe, lächelte er: „Der Vertreter des Königs bin ich. Ich höre mir interessiert an, was die Stadträte sagen. Was gemacht wird, das bestimme aber ich...“ So waren wir bei einem Gläschen Tee auf eines der einschneidendsten Probleme dieses Landes gestoßen. König Hassan hat mehr Macht und Ansehen als andere Monarchen unserer Zeit. Schließlich gelang es seinem Vater, dem Lande Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Frankreich und Spanien zu erreichen. Das ist erst sieben Jahre her und darum noch unvergessen. Andererseits aber ist der König zu stark auf die Unterstützung der alten Oberschicht

des Landes angewiesen, als daß er einschneidende Reformen riskieren könnte, selbst wenn er es ernstlich wollte, was von seinen Gegnern bezweifelt wird. „Wir beneiden andere afrikanische Staaten, die, wie wir, frei geworden sind, aber ohne den Ballast eines relativ populären Monarchen“, sagte mir ein junger Marokkaner, der unter vier Augen kein Hehl daraus machte, daß er eine Zukunft ohne einen König erhoffte. Das hinderte ihn nicht, sich seine beruflichen Aufgaben zu erleichtern, indem er Hindernisse mit dem stolzen Wort: „Ich handle im Auftrage des Königs“ aus dem Wege räumte.

Aber auch hier – das war eine weitere Erkenntnis der reichlich verwickelten innenpolitischen Strömungen – war diese Zweigleisigkeit bedingt durch eine echte Achtung gegenüber dem Sultan, der die Erkenntnis gegenüberstand, daß die vielfältigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme der Zukunft schneller und besser zu lösen wären, stünde nicht der König und sein Anhang der Traditionalisten zwischen dem Gestern und dem Morgen.

Diese Probleme möchte man vergessen, wenn man durch den paradiesisch anmutenden Garten der Kasba des Oudaia oder durch die romantischen Ruinen der Chellah wandelt. Auf den Minaretten und den Mauerresten nisten die Störche. Die verschleierte Frauen wenden sich ab, wenn sie die Kamera auf sich gerichtet sehen.

Schleier und Bikini

Doch so unergründlich, wie wir hier in Rabat das Geheimnis hinter dem Schleier noch wähen, ist es heute nicht mehr. Schon auf einem Abend des UNESCO-Klubs von Salé, der Schwesterstadt von Rabat auf dem anderen Ufer des Bou Regreg, lüftet sich überraschend ein solches Geheimnis. In diesen UNESCO-Klubs treffen sich die jungen Menschen Marokkos, die schon in Europa oder Amerika waren. Hier ist man besonders aufgeschlossen für das Neue, hält aber an den Traditionen der maghrebinischen Welt fest. So kommt mancher der jungen Männer in der Djelaba und die jungen Mädchen in den wallenden Festgewändern und dem Schleier. Aber als dann ein temperamentvoller Twist auf das herrliche Mosaik gelegt wird, da kommt unter dem überlieferten Gewand ein schlichtes, modisches europäisches Sommerkleidchen und unter dem Schleier ein lebensfrohes Mädchen Gesicht hervor. Und später, in dem modernen Schwimmbad von Marrakesch oder in den Strandbädern am Atlantik in Safi, El Jadida und El Mohamedia, da verschwinden die verschleierte Schönen im Eingang der Frauenabteilung tiefverschleiert, um dann in knappen Bikinis in der Sonne zu flanieren.

Immer wieder fasziniert diese Gegensätzlichkeit. So in Meknes, der „Stadt der Olivenbäume“, die unter Moulay Ismail zum „Versailles von Marokko“ wurde, der Zauber der Schönheit der alten Tore Bab Mansour, Bab Khemis und Bab Berdaine, zu denen die kühne Konstruktion eines modernen Hochhauses von Le Corbusier in einem eigenartigen Kontrast steht. Doch nicht nur an Äußerlichkeiten finden sich diese konträren Lebensformen.

Da ist Moulay Idriss, die heiligste Stadt Marokkos. Wie an den Berg geklebt liegt diese seltsame Stadt zwischen Meknes und Fes. Nicht-Muselmanen dürfen nur zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in den Mauern leben. Aber als hier am Sonntag zur Mittagstunde vom Tonband über Lautsprecher die rufende Stimme des Muezzin vom Minarett die Gläubigen zum Gebet ruft, da läßt sich die Jugend auf dem alten Festplatz nicht davon abhalten, dem Punktespiel der Fußballmannschaften von Moulay Idriss gegen Meknes zuzuschauen. Wenn ein störrischer Esel das Fußballfeld überquert, stört das niemand. Doch wenn ein Ungläubiger mit der Kamera



ein Bild vom Fußballspiel schießen will, da wird man böse. Denn Mohammed untersagte es, ein Abbild des Menschen zu schaffen.

Daran sind die Franzosen schuld

Daß dennoch in jedem Amtsraum und den Schankräumen der „Bars“ das Abbild des obersten der Muselmanen des Landes, des Königs, hängt, darüber scheint man sich ebensowenig Gedanken zu machen, wie über die Bilder in Zeitungen und Illustrierten... Je tiefer man in dieses Land kommt, desto mehr muß man Abschied nehmen von Illusionen, die man sich von einem afrikanischen Land machte. Nicht allein, weil ein viertägiger Daueregen in Fes so gar nicht in das Bild passen

will, das man sich vom regenarmen Afrika macht. Die Marokkaner sagen: „Daran sind die Franzosen schuld mit ihren Atombombenversuchen in der Sahara.“ Die Franzosen sind an allem schuld, was dem Land an Ungemach widerfahren ist und noch widerfährt. Das mag zu einem Teil richtig sein. Sie entließen 1956 das Land in die Unabhängigkeit, ohne es darauf vorbereitet zu haben. Ein Land der Alphabeten. Sie hinterließen aber auch blühende Städte und ein hervorragendes Straßennetz. Doch davon spricht man hier nicht gern. Seltsamerweise hat man dennoch noch immer ein besonderes Verhältnis zu den Franzosen. Der Besuch eines Ministers aus Paris ist ein großes Ereignis, von dem nicht nur die Zeitungen seitenlange Berichte bringen. Damit Frankreichs Kultusminister in Marrakesch ungestört

zu Abend essen konnte, ließ man nur einige Ausländer in das einem Palast gleichende Lokal. Und die Attraktion, die Bauchtänzerin, fiel an diesem Abend aus.

Die beiden Fotos entnahmen wir dem hervorragenden „Terra Magica“-Bildband über Nordafrika, der im Hanns Reich Verlag, München, erschienen ist. Preis DM 24,60.



Marokkanische Kinder

„Das Kunsthandwerk in seiner Vielfalt, wie Teppichknüpferei, Weberei, die berühmten marokkanischen Lederarbeiten und die typischen Metallarbeiten mit ihren feinen Gravuren, sind und bleiben einer der Hauptdevisenbringer unseres Landes“, sagte man uns immer wieder.

Wie wir später im Atlantikhafen Safi sahen, in dessen Nähe ein modernes Phosphatwerk entsteht, um die reichen Phosphatvorkommen des Landes auszuwerten, wo man 200000 Tonnen jährlich verarbeiten will; Safi, das außerdem jährlich 200 Millionen Kisten Sardinen exportiert, macht auch Anstrengungen, eine heimische Industrie aufzubauen. Dazu gehören auch die Benzinraffinerie, die Teemanufaktur und das Tabakkombinat in Casablanca. Aber das sind erst Anfänge. Das Kraftwerk im Mittleren Atlas bei Beni Melal, zwischen Fes und Marrakesch ist wohl das größte Afrikas. „Um es auszunutzen, müssen wir Strom nach Algerien abgeben“, sagte uns ein Ingenieur.

Das Problem der Bewässerung hat man schon fast gelöst. Marokko ist ein grünes Land. Wie ein Gitternetz durchziehen Bewässerungsgräben und Leitungen weite Landstriche. „Hier war vor dem Kriege noch Wüste“, sagte ein Reisegenosse, als wir durch das blühende Land zwischen Fes und Marrakesch fuhren.

Verständlich, daß wir so gern eine „echte Wüste“ sehen wollten. So verzichteten wir lieber auf das Vergnügen, im Frühjahr im Hohen Atlas, in Oukaimeden, Ski zu laufen, sondern fuhren weit nach Süden zur Sahara. In kühnen Serpentinaen zieht sich die vorzügliche Straße über den Hohen Atlas, von dessen Viertausendern Schnee herableuchtet.

Aber die Sahara in der Gegend des alten Wüstenforts Ouarzazate sieht auch anders aus als die Sahara unserer Träume. Eine Felsenwüste, schroff und abseits der Oasen, trostloser als die Dünenlandschaft einer Sandwüste. Und über allem thront am Horizont der schneebedeckte Hochatlas.

Der Markt hier am Rande der Sahara ist noch bunter, die Sonne brennt hier afrikanisch heiß. Aber weder eine Kamelkarawane noch prächtige Reiterspiele der Berber runden das Erlebnis ab.

In Marrakesch aber, da weiß Afrika, was es dem Fremden schuldig ist. Die Berber präsentieren eine Fantasia auf ihren prächtigen Hengsten, daß selbst Karl May seine Freude gehabt hätte. Auf dem Markt der Medina stehen Gaukler, Märchenerzähler und Schlangenbeschwörer im Wettstreit um die Aufmerksamkeit des Publikums und um die Dirham (die Landeswährung), die sie für ihre Künste fordern. Als es dem Atlantik entgegengieht, sehen wir auch noch Karawanen mit Kamelen, oder richtiger Dromedaren. Aber in Casablanca werden wir noch einmal mit den Problemen dieses Landes konfrontiert.

Bei einem Besuch bei der UMT, dem größten marokkanischen Gewerkschaftsbund, hören wir die Dinge einmal nicht aus der Sicht der Kalifen und Paschas. „Marokko ist arm und könnte doch so reich sein“, sagte uns Mohammed Fechtali, der junge Pressechef des Gewerkschaftsbundes. 70 v.H. der Bevölkerung sind arbeitslos, und das, obwohl die Kinderarbeit überall im Lande erschreckende Formen hat. „Dennoch“, so fährt Fechtali fort, „sind wir dagegen, marokkanische Arbeiter als Fremdarbeiter nach Europa zu schicken. Das Problem kann nur hier im Lande gelöst werden.“ Das sind harte Fakten, die wir hier am Schluß der Reise hörten. Sie hatten nicht den Klang von Märchen...

Foto: Willy B. Wange

Ja, Illusionen muß man abbauen auf dieser Reise. Zwar meint man in den Basarstraßen der Medina von Fes oder Marrakesch, wo die bunten Berberteppiche, die kunstvollen Kupfer- und Lederarbeiten angeboten werden, um die man hartnäckig feilschen muß, um am Ende – was immer noch zuviel ist – ein Drittel des geforderten Preises zu zahlen, mitten in einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht zu sein, aber dann steht man plötzlich vor der bitteren Armut in den Bidonvilles, den Vierteln aus Blechkanistern, in denen Tausende und aber Tausende vegetieren. Zwar wachsen unweit dieser Armutsviertel schon neue Wohnkasernen empor, aber das löst sicher nicht das Problem. „Für eine Familie, die wir aus den Bidonvilles in eine neue Wohnung umsiedeln, strömen drei neue Familien vom Land, aus den Bergen, aus der Sahara an den Rand der Stadt.“

Ein ganzer Industriezweig lebt davon, die Blechkanister herzustellen, die immer wieder, statt als Leergut zurückzugehen, in den Bidonvilles verschwinden“, seufzen die Paschas und Kalifen. Auch hier geht wieder ein Stück alter Romantik flöten. Denn diese Paschas und Kalifen sind Bürgermeister, Stadtamtänner und ähnliche banale Verwaltungsbeamte.

Doch mitten in diesen Elendsquartieren finden wir Kindergärten, Schulen und Erwachsenenbildungsstätten. Denn dem Problem des Analphabetentums rückt man mit Entschlossenheit zu Leibe. In den sechs Jahren der Selbständigkeit hat man mehr Kinder eingeschult als in 42 Jahren der Kolonialzeit. Dennoch sind auch heute noch etwa 1300000 Kinder einzuschulen. Es fehlt an Lehrern und an Geld. 1000 neue Schulen wurden erbaut, 17 neue Lehrerbildungsanstalten. Und das ist keines der marokkanischen Märchen, sondern Wirklichkeit. Das sehen wir in den Schulen, den Kindergärten, aber auch in Erwachsenenbildungsstätten, die von dem Ministerium für Jugend und Sport überall errichtet wurden. Hier lernen die jungen Menschen nicht nur lesen und schreiben, sondern die jungen Mädchen lernen sticken und nähen, während die jungen Männer hand- und kunsthandwerkliche Fertigkeiten vermittelt bekommen.

Verleih: Gloria

Die deutsche Aufführung dieses französischen Films, in dem fast nur Kinder zwischen 10 und 14 Jahren mitwirken, hatte ein bedenkliches Vorspiel. Nachdem der Film von der Freiwilligen Selbstkontrolle zunächst ab sechs Jahren freigegeben wurde, erlaubte dieselbe Stelle den Besuch auf Grund eines Antrags des Landes Rheinland-Pfalz kurzentschlossen erst vom 16. Lebensjahr an. Dieser Beschluß muß demjenigen, der den Film aufmerksam betrachtet, ungerecht erscheinen. Doch was soll's. Die, für die der Film hauptsächlich bestimmt ist, werden ihn ohnehin sehen können: die Erwachsenen. Denn das ist ein Kinderfilm für Erwachsene. Gedreht wurde er nach einem Roman des französischen Dorfschullehrers Louis Pergaud. Der Roman spielt in der französischen Provinz und erzählt von den traditionellen Schlachten zwischen den Jungen zweier Dörfer, die für die Verlierer stets damit enden, daß sie von den Siegern sämtliche Knöpfe abgeschnitten bekommen und dann elterlichem Zorn überlassen werden.

André Bacs bewegliche, scharf beobachtende und auch unangenehmere Situationen keineswegs verklärende Kamera sah sich gründlich um in dem für Erwachsene verbotenen „Paradies der Kinder“ und stellt fest: So sehr unterscheiden sich die Jungen gar nicht von den Alten, nur vielleicht, daß die Jungen viele Probleme vernünftiger und vorurteilsloser in Angriff nehmen. Da übernehmen sie beispielsweise Begriffe aus der Erwachsenenwelt, entkleiden sie unbeabsichtigt ihrer falschen Um-

schmückungen und geben ihnen ihren eigentlichen Sinn wieder. Der erwachsene Zuschauer erhält ganz nebenbei einen prächtigen Nachhilfeunterricht in Sachen Demokratie.

Der Film ist ernst und heiter, naiv und erfahren, wild und zärtlich, liebenswert und grausam, wie die Welt der „Kleinen“ eben wechselseitig ernst und heiter, naiv und erfahren, wild und zärtlich, liebenswert und grausam ist. Wer das leugnet, sollte von seinem Doktor untersuchen lassen, ob sein Herz noch am rechten Fleck sitzt. Das ist ein Film voll Lebensnähe und ungeschöner, natürlicher Poesie geworden, jener Poesie, die das Leben an vielen Ecken bereithält, hat man nur Augen, die sehen, und Ohren, die hören.

Eine ungeschminkte, lehrreiche Reportage aus der Kinderwelt, wie sie nur die Franzosen sehen und zu Bildern machen können.

Darsteller des Films: nahezu 100 Knirpse, ein kleines blondes Mädchen und ein paar Erwachsene. Schon für die Anleitung seiner jungen Darsteller verdient Regisseur Yves Robert hohes Lob, sie spielen so natürlich und richtig, daß keine falschen Töne aufkommen. Voran der jüngste von allen, Klein-Gibus, ein erstaunliches Naturtalent, einmal liebenswerter Schelm, ein andermal ein kleiner gefallener Engel mit gefährlichem Charme und dann wieder beides zusammen. Dank allen Mitwirkenden an diesem Film: Das ist echte Teamarbeit!

H. P.

„Schmeckt gut! Bitte, noch einen“



Ein Mädchen mit Pfiff



In der umfangreichen Buchproduktion der Gegenwart sind gute Jugendromane eine Seltenheit. Meistens werden sie nach einer langweiligen Schablone maßgeschneidert. Von diesen Machwerken unterscheidet sich der heitere Roman für junge Mädchen von Elisabeth Matthes „Inge Seidenstrumpf“ (Bielefeld: Erich Schmidt-Verlag, 128 Seiten, Leinen, DM 6.80) wohlthuend durch seine unverkrampfte Sprache. Die Verfasserin hat es verstanden, sich in die Mentalität junger Menschen von heute hineinzudenken; sie ist mit ihren Problemen, Sorgen, Fragen und Wünschen aufs Beste vertraut. Dabei bietet sie keine billige Romantik, keine seichte Unterhaltung, sondern die Fragen unserer Zeit werden in vielen Passagen des Buches angesprochen.

Im Mittelpunkt der spannenden Handlung steht die fünfzehnjährige Obertertiarierin Inge Weidemann, ein Mädchen, das sich aus Seidenstrümpfen und Schluckaufängern nichts macht, das keinen besonderen Wert darauf legt, aus der Hüfte zu wackeln, sich mit seiner Entwicklung Zeit nimmt und mit Menschen, die nicht lachen können, nichts zu tun haben will. Inge wohnt in einer kleinen Stadt des Ruhrgebiets. Die Sorgen der hier schaffenden Menschen sind ihr nicht unbekannt geblieben. Ganz ausgezeichnet versteht sie sich mit der aus Schlesien vertriebenen Familie Bulla, Menschen, die ihr hartes Schicksal mit Bravour meistern. Zu ihren Eltern hat Inge ein kameradschaftliches Verhältnis. Sie möchte gerne mit beiden Beinen in der Welt stehen. Eine Amerikareise der Eltern gibt ihr die Chance, sich zu bewähren, versetzt sie in die Situation, selbständig handeln und entscheiden zu müssen. Auf sich allein gestellt, muß Inge erfahren, daß das Leben manchmal gar nicht so einfach ist und viele Ecken und Fallstricke hat. Es ist nicht leicht, erwachsen zu werden. Aber sie will den Weg finden, künftig für alles selbst einzustehen. Diesen entscheidenden Schritt aus der Welt der Kindheit in den Alltag der Erwachsenen erleichtern einige verständnisvolle Menschen, die Inge in ihr Herz geschlossen haben. Da sind vor allem der angehende Verkehrsflieger Thomas, der die Menschen in Wurstsorten einteilt und gemeinsam mit Inge einige schwierige Hindernisse überwindet, und der Primaner Kurt, der auf Inges Behauptung, sie werde die Welt verändern, antwortet: „Das kannst du nicht, das kann keiner, jedenfalls nie zum Guten. Man kann nur den Zipfel der Welt, den man in die Hand bekommt, versuchen sauberzuhalten. Glaube mir, das ist schon eine ganze Menge.“ Junge Menschen entdecken in diesem lebendigen und wirklichkeitsnahen Buch ein Stück ihres Lebens. Außerdem sorgen Heiterkeit und Komik für eine vergnügliche Lektüre. Mehr kann man von einem guten Jugendbuch nicht verlangen.

Hugo Ernst Käufer

Protest des Poeten

Jean Anouilh, Frankreichs schreibfreudiger Bühnendichter, hat jetzt eine wirksame Form gefunden, seinen Protest gegen das de-Gaulle-Regime kundzutun. Er untersagte die Aufführung seiner Stücke an Theatern, die in Staatsregie geführt werden.

Neue Böll-Verfilmung

Kurz vor Redaktionsschluß erreicht uns die Nachricht, daß Heinrich Bölls gerade erst erschienener Roman „Ansichten eines Clowns“ schon verfilmt werden soll. Für die Regie ist Rolf Hädrich vorgesehen, die Hauptrolle soll Hanns Lothar übernehmen.

Lilien auf dem Felde

Verleih: United Artists

Mit diesem Werk zeigen die Amerikaner, daß ein guter Film nicht immer teuer sein muß. Ganze 150 000 Dollar hat seine Herstellung gekostet. Mit einiger Sicherheit wird er ein Vielfaches davon einspielen. Denn Regisseur Ralph Nelson hat aus der etwas phantastischen Story vom Neger Homer Smith und den fünf deutschen Nonnen einen glaubhaften und sehr unterhaltsamen Film gewonnen.

Die Geschichte spielt auf einer verfallenen Farm im amerikanischen Südwesten. Homer Smith, soeben in Ehren aus der Armee entlassen und auf einer Autoreise durchs Land, wird auf diese Farm verschlagen. Ein Zufall, meint Homer. „Ein Zeichen des Himmels“ sagen die Frauen, die hier eine neue Heimat fanden, denn sie brauchen einen starken Mann ins Haus, der die Farm in Ordnung halten kann. Homer, der nur kurz Station machen wollte, bleibt für viele Wochen. Es ist nicht nur die fromme List der Frauen, die ihn hält, es ist das unbedingte Gottvertrauen, die große Charakterfestigkeit und Güte der Oberin Maria,

deren Abglanz auf Homers Seele fällt und sie verzaubert. Homer bleibt endlich solange, bis er den größten Wunsch der fünf, eine eigene Kapelle zu besitzen, erfüllt hat. Dann macht er sich heimlich aus dem Staube. Die erste Messe findet ohne ihn statt, und die Oberin sagt allen, die Homer vermissen: „Er ist zwar weder ein Mensch unseres Glaubens noch unserer Rasse, aber ein Mensch voller Seelengröße und Opferbereitschaft.“

Das ist ein schlichter Film von starker Aussagekraft geworden, ein erzieherischer Film ohne den schulmeisterhaft erhobenen Zeigefinger, voller Herzenswärme und Toleranz und von einem großen, köstlichen Humor erfüllt. Realistisch und ohne optische Finessen ist dieser Film gedreht, und doch gewinnt er durch seine geschickte Aussparung einen herben poetischen Zauber. Viel Unausgesprochenes hat sich zwischen den kargen Dialogen versteckt, die Zwischen- und Untertöne werden hier nur erahnt.

Der Film wird in Originalfassung mit deutschen Untertiteln gezeigt. So kommen auch

wir in den vollen Genuß des Originals, den jede noch so gute Synchronisation geschmälert hätte, so fühlen auch wir die komische Spannung, die aus den Sprachschwierigkeiten der Nonnen erwächst.

Er ist – man darf es sagen – ein echter Beitrag zum Ideal der Humanität. Das alles gelänge nicht dem begabtesten Regisseur, hätte er nicht die geeigneten Schauspieler zur Hand. Dieser Film ist bis in die kleinsten Rollen trefflich besetzt. Besonderes Lob aber gebührt Sidney Poitier, der den Neger Homer Smith mit anmutiger Nonchalance, und natürlichem Charme spielt; Sidney Poitier, der große, herrlich begabte Menschendarsteller, der von sich behauptet: „Ich bin erfolgreich, weil ich es mir einfach nicht leisten kann, ein schlechter Schauspieler zu sein. Wenn ich mich blamiere, mache ich gleichzeitig die ganze schwarze Rasse lächerlich.“

Hans Plück



Drei Bilder aus der Serie „Fragliche Hilfe“ von Joel Taffy

Menschen – gezeichnet, gemalt und modelliert

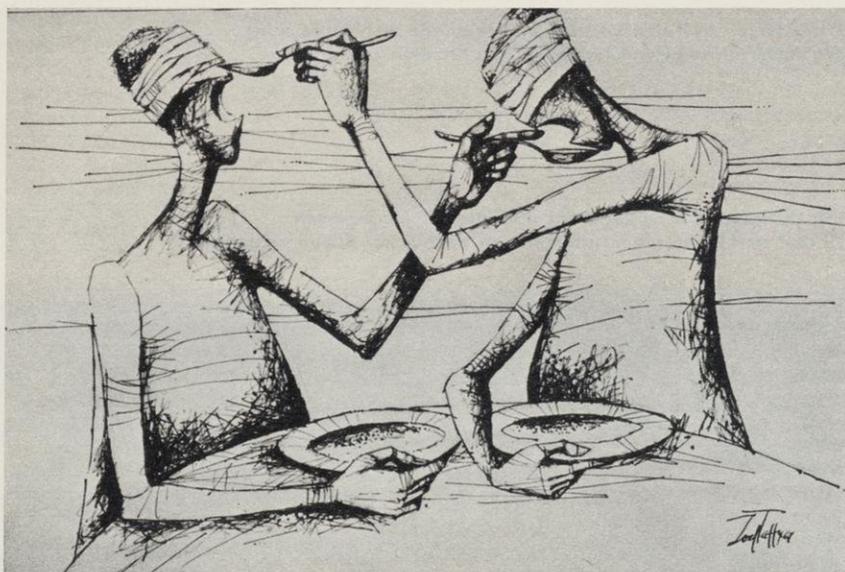
Eine jüdisch-christliche Kunstausstellung
im Folkwang-Museum

Jüdisch-christliche Zusammenarbeit – auch auf künstlerischem Gebiet! Dafür hat sich das Essener Folkwang-Museum stark gemacht. Eine Ausstellung von Gemälden, Grafiken und Plastiken von Lea Steinwasser, Hannah Mirjam Cavin und Joel Taffy wurde hier gezeigt, und Museumsdirektor Dr. Paul Vogt gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß eine solche Veranstaltung „als Symbol gewertet werden möge für eine bessere Zusammenarbeit in gegenseitigem Verstehen und gegenseitiger Achtung, wobei die über alle Grenzen verständliche Sprache der Kunst auch hier berufen ist, ihre Rolle als Vermittlerin und verbindende geistige Kraft auszuüben...“

Vertieft man sich in die mehr als 100 ausgestellten Arbeiten, so wird man feststellen, daß die künstlerische Qualität der einzelnen Aussteller, teils auch innerhalb eines Werkes, sehr unterschiedlich ist. Lea Steinwasser z.B. versucht sich in den verschiedensten Stilen, gelangt aber nur selten zu einer intensiven künstlerischen Aussage. Mancher Kunstexperte wird daher fragen, ob – aus künstle-

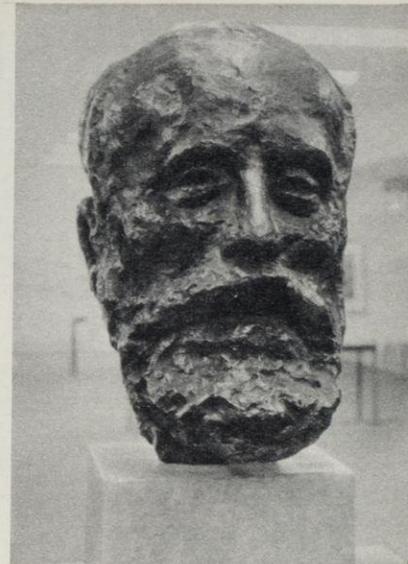
rischer Sicht – ein Museum, noch dazu ein so prominentes wie das Folkwang-Museum, seine Tore derartiger Malerei öffnen sollte. Darüber läßt sich streiten, um so mehr, als die Themen zweifellos wert einer Gestaltung wären. Suchen wir nach dem „Symbol“, von dem Dr. Vogt spricht, so muß die Biographie der Künstlerin erhalten: In Wanne-Eickel geboren, Übersiedlung nach Berlin, Kriegsjahre, Auswanderung nach Israel, Erlebnis des arabisch-israelischen Krieges, dann New York, von dort nach Texas, schließlich seit diesem Jahr wohnhaft in Düsseldorf. Dies Nicht-zur-Ruhe-Kommen, das Gehetztwerden und damit das schuldlose Umherirren ist symbolhaft für das jüdische Volk und verdient unser Mitgefühl und sollte – namentlich in Deutschland – immer wieder dokumentiert werden. Mag man hier und da dann auch weniger qualitätsvolle Kunst, sofern das ehrlich ausgesprochen wird, in Kauf nehmen. Im Essener Museum lernt man ferner die Bildhauerin Hannah Mirjam Cavin kennen. Sie formt eindrucksvolle Köpfe, konfrontiert uns

mit Martin Buber, Max Brod, Albrecht Goes, Joel Taffy – mit Persönlichkeiten aus Israel, Japan, den USA, der Schweiz und den Niederlanden, Belgien, Ägypten, Österreich, Schweden und Deutschland. Die Stationen ihres Porträtierens zusammen mit denen ihres Lebensweges lassen ebenfalls die Tragik des jüdischen Einzelschicksales wie des ganzen Volkes erahnen. Geboren ist Frau Cavin in Wien; sie studiert im dritten Semester an der Kunstakademie, als Hitler den „Anschluß“ Österreichs proklamiert. Mit ihrer Familie kann sie in das nahe Rumänien fliehen. Zwei schöne Jahre verbringt sie zwischendurch in Stockholm, wo sie bei einem aus München emigrierten Bildhauer lernt. In Rumänien, das inzwischen an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten ist, ringt sie um ihr Dasein. Nach dem Kriege – neue Hoffnung! Die Bildhauerin stellt im Offiziellen Salon der Rumänischen Volksrepublik aus, verläßt schließlich aber auch dieses Land. 1961 gelingt es der Familie endlich, den freien Westen zu erreichen. „Jetzt, nach zwei Jahr-



zehnten, kann die Künstlerin hoffen, wieder an ein Schaffen nach inneren Gesetzen zu denken...“ heißt es im Ausstellungskatalog. Frankreich, dann Israel und nun Deutschland (Düsseldorf) werden zu ihrer Heimat. Zu den beiden jüdischen Künstlerinnen tritt Joel Taffy hinzu. Der Künstler – Joel Taffy ist übrigens sein Pseudonym – stammt aus dem Westerwald, aus einem kleinen Bergarbeiterdorf, „in dem der Förderturm einer Eisenerzgrube den Kirchturm beträchtlich überragt“. Reinhold Meier lebt heute als freier Maler und Gebrauchsgrafiker in Köln. Den Lesern des „aufwärts“ ist er durch Illustrationen mancher Erzählungen, durch seinen markanten, expressiven Strich bekannt. Mit den Zeichnungen für „Bahnsteig nach Appha“ des Kollegen H.E.R. Vater (Twin-Press-Verlag) hat er sich auch als Buchillustrator bewährt. Natürlich hat Taffy einen anderen Lebensweg als die genannten Künstlerinnen. Er ist kein „rassisch Verfolgter“, dem Menschentum begegnete er zunächst aus sozialpolitischer Sicht. Im Ausstellungskatalog lesen wir über

ihn: „1926 geboren, wurden die Tage seiner Kindheit vom Schichtwechsel der Bergarbeiter bestimmt. Der Standardmensch war für ihn der staublungkranke Bergmann, oft früh schon Invalide wie sein Vetter, der schon mit 37 Jahren starb und seine Frau mit zwei Kindern zurückließ. Wie früh Erschöpfte sparten diese Menschen an Übermut, mißtrauten der Intuition und warteten hüstelnd, ehe sie Antwort und Gegenrede gaben. Die Zeit schien knapp in ihrem Leben bemessen zu sein...“ Auch Taffy lernt seine Mitmenschen also nicht durch eine rosarote Brille kennen. Und wer die kleinen Federzeichnungen in den Vitrinen und die Ölgemälde an den Wänden studiert, die hier, so wie sie aus dem Gesamtwerk ausgewählt sind, sich in erstaunlicher Geschlossenheit dem Betrachter darbieten, den packt das Grauen. Gesichtslose Menschen mit deformierten Leibern und verrenkten Gliedern, hilflose Geschöpfe werden in immer neuen Gruppierungen verspannt. Sind das die Menschen, von denen das Alte Testament sagt, sie seien nach dem Bilde



Hannah Mirjam Cavin: „Martin Buber“

Lea Steinwasser: „Petuschka“



Hannah Mirjam Cavin: „Max Brod“



Gottes erschaffen? Hier steht der Maler mit seiner Kunst am entgegengesetzten Pol zur Klassik, etwa der Renaissance, weit weg von Botticelli, von Michelangelo oder Raffael, abseits der schönen Idealgestalten. Ist das verwunderlich bei einem Künstler jener Generation, die durch den zweiten Weltkrieg gegangen ist und im Zeitalter von Atombomben und Diktaturen lebt? Wirklichkeit? Ja, aber eine, die nicht allein mit Augen zu sehen ist! Hinter den Gestalten von Öl und Tusche steckt eine tiefere Wirklichkeit, die – um bildhaft zu bleiben – nicht nur die entstellten Opfer von Hiroshima und Nagasaki umfaßt, sondern auch die, die Atombomben warfen, mögen sie auch in orden- und lamettaübersäten, gut sitzenden Uniformen gesteckt haben. Nicht nur die Zerschundenen in den KZs sind Teil unserer Welt, auch ihre Peiniger, mögen sie nach sportlich-antiken Maßen ausgesucht, ebemäßig gewachsen, klassischen Idealen äußerlich entsprochen haben.

„Meine Generation weiß, daß sie die Welt nicht neu erbauen wird, aber vielleicht fällt ihr eine noch größere Aufgabe zu: sie besteht darin, den Zerfall dieser Welt zu verhindern.“

So Albert Camus, den Joel Taffy sehr verehrt. Ob man diesem Zerfall nicht eher zu Leibe rücken kann, indem man ihn aufzeigt, als wenn man ihn bagatellisiert oder dem Publikum gar eine schöne, aber hohle Welt vorgaukelt? Der Betrachter wird von diesen an Visionen gemahnenden Bildern zweifellos getroffen, sie werden ihn tage- und nächtelang verfolgen, allerdings nicht allein ihrer „Häßlichkeit“ wegen, sondern weil sie gekonnt, virtuos gemalt und gezeichnet sind.

Das Folkwang-Museum verfügt über gemütliche Sitzcken. Hier kann man für kurze Zeit Abstand vom eindrucksvoll Erlebten nehmen oder das Gesehene in Ruhe überdenken. Auf einem Tisch liegt ein Stoß Falblätter. Wir nehmen eines zur Hand und lesen:

„Die große Erkenntnis aller Menschen und Völker nach dem Kriege war die Überzeugung von der Notwendigkeit des Friedens. Frieden ist in einem gesellschaftlichen Zusammensein der Menschen nur möglich unter Wahrung der Gerechtigkeit und Freiheit jedes einzelnen.“

Aus dieser Einsicht wurden die Menschenrechte proklamiert, und gleichzeitig eine Gemeinschaft lebendig zur Versöhnung mit den Juden. Denn kein Volk war vor und während des Krieges mehr der Verfolgung ausgesetzt als das jüdische Volk.

Diese Aufgabe der Versöhnung übernahm in Deutschland die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Sie stellt sich zur Aufgabe, Vorurteile und Mißverständnisse zwischen Menschen verschiedener religiöser, rassischer und gesellschaftlicher Herkunft zu überwinden und zu beseitigen und will ausschließlich diesem Zweck dienen...“

Nachfolgend wird auf die Möglichkeiten hingewiesen, wie die Öffentlichkeit anzusprechen ist, u.a. – heißt es – „durch Theateraufführungen und Kunstausstellungen, die im Sinne der Gesellschaft immer das Thema der Brüderlichkeit vermitteln sollen...“

Auch die Ausstellung Steinwasser – Cavin – Taffy liegt auf dieser Linie, wirbt sie doch für jene Ideale und hilft, notwendige Brücken zu schlagen.

Heldenkampf eines Leibgardisten



Ein Leibgardist der Königin steht wie aus Stein auf Posten,
gradaus gerichtet Blick und Sinn. Sonst kann's die Litzen kosten!

①

IBIPHOT/Senckpiehl



Und stürzte Welt und Himmel ein, er würde sich nicht rühren.
Da sucht ein freches Fliegenbein ihn kitzelnd zu verführen!

②

Ein Leibgardist in voller Wehr muß diese Pein ertragen.
Er darf den Feind, doch nimmermehr nach einer Fliege schlagen.

③





„Hau ab, verteufeltes Insekt! Du merkst doch, wie ich blase!“
Da setzt das Vieh sich ihm direkt und mitten auf die Nase...



③ Die Fliege summt ihm um das Ohr als wär es ein Geschwader,
kriecht, ärger fast noch als zuvor, entlang der Halsschlagader... ④

Der Ärmste senkt sofort das Kinn und hofft, sie zu erlegen.
Der Quälgeist sieht Gefahr darin, sich hierorts zu bewegen.

⑤ Worauf die Fliege froh entfliegt... Der Leibgardist auf Posten,
der in dem heißen Kampf gesiegt, ahnt jetzt, was Siege kosten... ⑥



Das Lied vom braven Mann

Von Hans Schwab-Felisch

Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Das ist, meine Damen und Herren, eine literarisch verbriefte Schulweisheit, von deren Erfüllung im praktischen Leben wir nicht allzu heftig träumen sollten – um nicht selbst zu lebensfremden Träumern zu werden.

Das Lied vom braven Mann wird nämlich meist erst gar nicht gesungen. Mörder haben es da – leider – bekanntlich leichter. Sie sind der Öffentlichkeit interessanter. Schon deswegen, weil sie – gottlob – noch immer in der Minderzahl sind.

Bisweilen aber sollten wir uns des Typus' „braver Mann“ dennoch erinnern. Schon – um in uns selbst ein Gegengewicht zu schaffen. Um dessen innezuwerden, daß es den braven Mann noch immer gibt. Ihn immer gegeben hat. Selbst in Zeiten, da „brav“ – also doch wohl nur: tapfer zu sein, einiges Risiko in sich barg.

Da lesen wir dieser Tage von einem Manne, der seit zehn Jahren tot ist und dessen braver Bürgersinn erst heute ans Tageslicht gekommen ist. Die Rede ist von einem Oberleutnant der Deutschen Wehrmacht, der es 1942 in Przemysl unternahm, einer SS-Einheit mit Waffengewalt entgegenzutreten, die sich anschickte, eine Gruppe todgeweihter Juden abzuführen, die als Arbeitskräfte seiner Einheit zugeteilt waren. Der Oberleutnant ließ eine Brücke, über die der Zug geführt werden sollte, von seinen Maschinengewehrposten blockieren. Er gab Befehl, gegebenenfalls auf die Bewachungsmannschaft der Juden zu schießen.

Nun – es ist zu einem Gefecht zwischen den Soldaten des Oberleutnants und den SS-Bewachungsmannschaften nicht gekommen. Die SS zog sich zurück, als sie den Weg versperrt sah. Es ist aber dem Oberleutnant auch nicht gelungen, die einmal beschlossene Ermordung der Juden zu verhindern. Sie mußten ihren Todesmarsch später dennoch antreten. Aber es ist – und dies sollte uns zu denken geben – dem Oberleutnant kein Haar gekrümmt worden. Er wurde „gerügt“ und zu einer Fronteinheit versetzt. Mehr nicht. Freilich auch nicht weniger. Sein Name ist Dr. Albert Battel. Der Fall kam zur Sprache, als in Kiel gegen den ehemaligen SS-Sturmbannführer Fellenz verhandelt wurde.

Es ist vielleicht gut, meine Damen und Herren, sich dessen wieder bewußt zu werden, daß es selbst in der unerbittlichen Despotie gelegentlich Grenzen gibt, auf die sie sich zurückgeworfen sieht, wenn ihr ein „braver“ Mann entgegentritt. Nicht, daß

ein einzelner etwas Entscheidendes gegen sie bewirken könnte: Wir wollen uns da nichts vormachen. Wohl aber ist es dem einzelnen gegeben, sich ein halbwegs gutes Gewissen gegen sich selbst zu bewahren, indem er sich eine Grenze setzt, an der das Mitmachen, zu dem er als Staatsbürger immer zu einem gewissen Grade gezwungen sein wird, halt zu machen hat.

Man soll dieses „Halt“ nicht allzu hoch ansetzen. Man soll nicht verlangen, daß ein jeder ein Held sei. Man soll aber doch das Bewußtsein wachhalten und wecken, da, wo es nötig ist, daß es für jeden einen solchen Punkt gibt. Jeder von uns ist damals in Situationen geraten, in denen er – ohne ein tödliches Risiko einzugehen – darüber zu befinden hatte, ob er späterhin sich selbst im Spiegel würde ansehen können.

Wir wollen uns nicht falsch verstehen. Hier soll nicht Moral gepredigt werden. Aber die Gesellschaft des industriellen Zeitalters verlangt einfach vom einzelnen, daß er sich seiner selbst bewußt werde. Kein Kaiser, kein König, keine Elite mehr und nicht einmal ein Gott, der dem einzelnen die letzten Entscheidungen abnähme.

Deshalb ist auch das Plädoyer für die Feigheit, das ein Publizist der jüngeren Generation unlängst in Köln gehalten und bald darauf in einer Zeitschrift veröffentlicht hat, so töricht und schief. Nicht etwa deswegen, weil es sich gegen einen falschen Heroismus wendete, der noch dazu vielfach von Leuten gefordert wird, denen eine solche Forderung nicht wohl ansteht. Sondern, weil es mit der Ehrlichkeit kokettierte und all denen ein Alibi verschaffte, die heute wiederum nicht bereit sind, den Spielraum der Freiheit zu nutzen, den ihnen die Demokratie offenhält. Diesmal, im Gegensatz zur Despotie, übrigens ganz ohne jede Gefahr für Leib und Leben.

Das ist es, meine ich, was wir von dem Oberleutnant Battel lernen können und sollten: Ein jeder sollte – an seinem Platze – erkennen, welcher Freiheitsraum ihm gegeben ist. Und: er sollte ihn nutzen. In früheren, weniger komplizierten Zeiten, hatte man dafür einen ganz einfachen Ausdruck: Man sollte seinem Gewissen folgen. Wer immer dies tut, bewirkt eine kleine, kaum spürbare Veränderung zum Guten. Aber auf sie käme es an.

(Dieser Beitrag wurde vom Westdeutschen Rundfunk gesendet.)